This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD LIBRARIES
Stanford University Libraries
3 6105 120 862 730

Sumner, W.G.

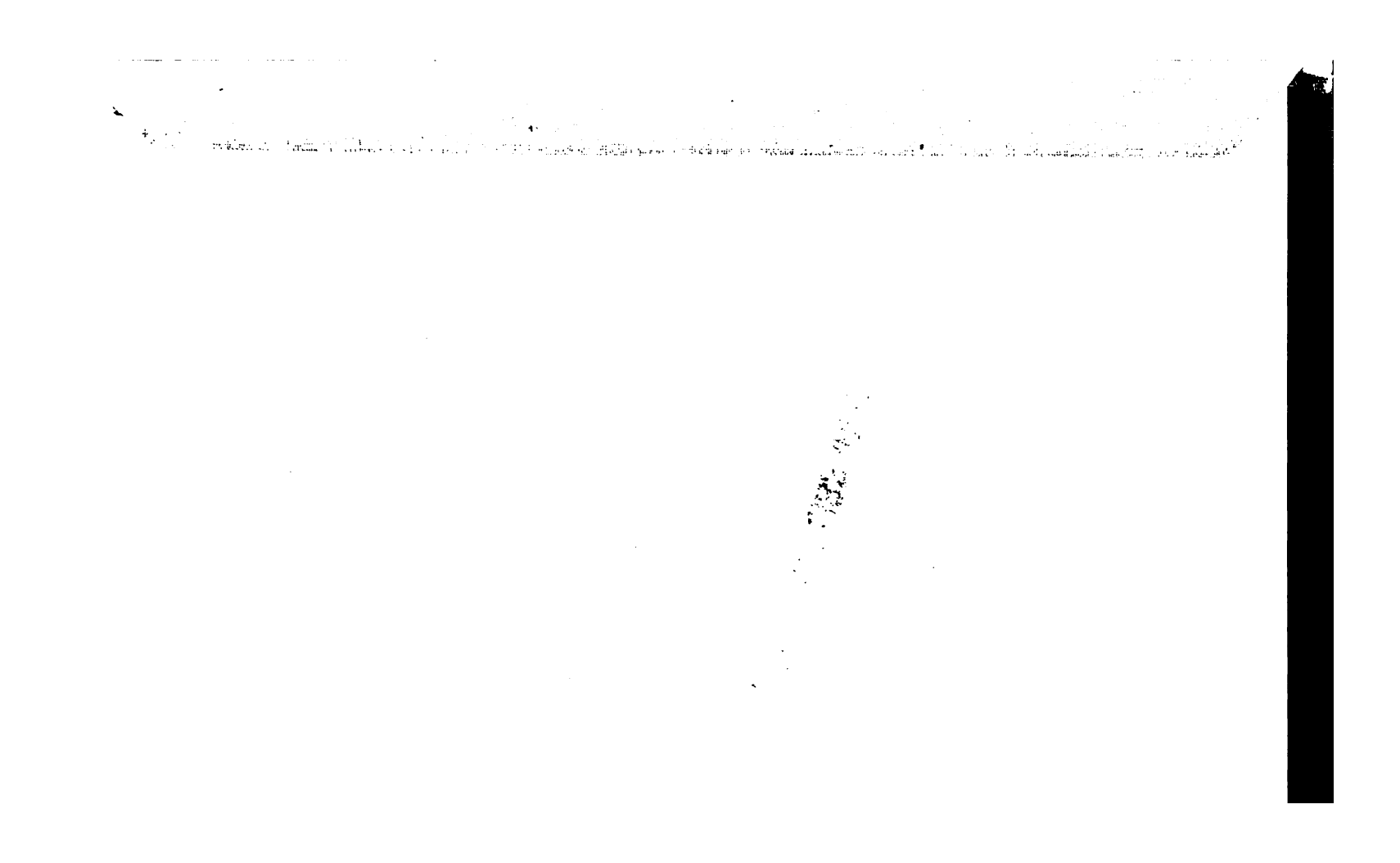
Soziale Pflichten, oder Was die Klassen der Gesellschaft einander schuldig sind.

HN64
S9563

STANFORD LIBRARIES

HOOVER INSTITUTION
on War, Revolution, and Peace

FOUNDED BY HERBERT HOOVER, 1919



HN

HOOVER LIBRARY

Sociale Pflichten

oder

Was die Klassen der Gesellschaft einander schuldig sind.

Von

William Graham Sumner,

Professor
der Staats- und Socialwissenschaft in Yale-College N. S. A.

Autorisirte Uebersetzung von **M. Jacobi.**

Mit einem Vorwort von **Dr. Th. Barth,** Reichstagsabgeordnetem.

Kochler
DEC 28 1932
4144

Berlin.
Verlag von Elwin Staude.
1887.

Preis: 1 Mk. 50 Pf.

Otto Wittelshöfer
WIEN.

№ 842

P/41887

Sociale Pflichten

oder

Was die Klassen der Gesellschaft einander schuldig sind.

Von

William Graham Sumner,

Professor der Staats- und Socialwissenschaft im Yale-College U. S. A.

Autorisirte Uebersetzung von M. Jacobi.

Mit einem Vorwort

von

Dr. Th. Barth,

Reichstagsabgeordnetem.

Berlin,

Verlag von Elwin Staude.

1887.

KF

HN64
S9563

Vorwort.

Die Beweggründe, welche einen Schriftsteller veranlassen, ein Vorwort zu dem Werke eines anderen Schriftstellers zu schreiben, sind selten unpersönlicher Art. In der Regel bestehen freundschaftliche Beziehungen zwischen dem Verfasser des Vorworts und dem Verfasser oder dem Uebersetzer oder dem Verleger des Buchs. Solche Motive sind durchaus legitimer Natur und ich lege keine Verwahrung dagegen ein, ich konstatire nur, daß derartige persönliche Beziehungen im vorliegenden Falle nicht vorhanden sind. Ich konstatire das aus der Erwägung heraus, daß vielleicht dieser oder jener, der an volkswirthschaftlichen Dingen Interesse nimmt, eher veranlaßt werden könnte, der nachfolgenden Arbeit seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, wenn er erfährt, daß jemand, dessen Mußestunden ziemlich karg bemessen sind, sich ausschließlich nur deshalb hat bereit finden lassen, das Werk eines ihm persönlich unbekannten amerikanischen Volkswirths mit einigen Worten einzuführen, weil ihm dasselbe der Uebertragung ins Deutsche in hohen Maße werth erschien.

In den Vereinigten Staaten von Amerika zeigt sich dieselbe Erscheinung wie in Frankreich. Nahezu die gesammte Wissenschaft ist freihändlerisch, während die Gesetzgebung durchaus protektionistischen Grundsätzen huldigt. In beiden Ländern nimmt die Wissenschaft auch an der Agitation für die Herbeiführung größerer Handelsfreiheit sehr lebhaft und in

geschickter Weise Theil. Der Erfolg, soweit es sich um die Beeinflussung der Gesetzgebung handelt, ist in beiden Ländern bisher nicht groß. Aber, wenn nicht alles trügt, so bereitet sich in den Vereinigten Staaten ein ganz wesentlicher Umschwung vor. Die freihändlerische Bewegung ist sichtlich im Steigen, und gerade die Erzieher der gebildeten Jugend sind eifrig am Werke, um den Bann der Interessenpolitik zu brechen. Zu den eifrigsten und geschicktesten Agitatoren in diesem Sinne gehört Professor W. G. Sumner vom Yale College in Newhaven. Unter den volkswirthschaftlichen Schriften, durch welche er die Literatur der Vereinigten Staaten bereichert hat, ist die vorliegende: what social classes owe to each other ganz besonders beachtenswerth. Obwohl dieselbe natürlich in erster Linie auf amerikanische Verhältnisse zugeschnitten ist, so greift Sumner doch so tief, daß seine Betrachtungen für die gesammte wirthschaftliche Kultur unserer Zeit Bedeutung erhalten. Und daneben hat die Darstellung und die ganze Art der Argumentation den amerikanischen Erdgeruch bewahrt. Ich behaupte keineswegs, daß das schlechthin ein Vorzug ist. Für unseren deutschen Geschmack ist die — man könnte wegen ihres typischen Charakters beinahe sagen — angelsächsische Art der volkswirthschaftlichen Beweisführung ein wenig breit und nicht geschlossen genug. Es ist mit der angelsächsischen Beredsamkeit kaum anders. Aber für diese Mängel in der kunstvollen Darstellung wird man entschädigt durch eine Fülle des gesundesten Urtheils. Die volkswirthschaftliche Wissenschaft ist in Deutschland vielfach dazu gelangt, die Erscheinungen des wirthschaftlichen Lebens dermaßen zu zerfasern, daß sie, um ein Macaulay'sches Wort zu gebrauchen, der dupe of his own ingenuity geworden ist. In dem vorliegenden Werke tritt uns dagegen eine völlig ungezwungene Auffassung der Dinge dieser Welt entgegen, gepaart mit großem Freimuth, selbst den populärsten Phrasen gegenüber, und einer männlichen Kraft, die wahrhaft erfrischend wirkt. Wie jedem, der den Dingen tiefer auf den Grund geht, ist auch unserem Verfasser die Frage: Freihandel oder Schutzzoll: nur eine Unterfrage des Kardinalpunkts: Sozialismus

oder Individualismus. Für das Treiben der Sozialreformer, die den Tag verloren zu haben glauben, an dem sie nicht an einer neuen Weltordnung ihren Scharfsinn abmühen, hat Sumner eine sehr gute Formel gefunden. „A und B — sagt er — stecken die Köpfe zusammen, um zu entscheiden, was C für D thun soll.“ C ist der gute, fleißige, ordentliche, sparsame Bürger, der bald als Steuerzahler, bald als Konsument, bald in irgend einer anderen Eigenschaft von der Gesetzgebung malträtirt wird. Der Mann, der keinen Spektakel macht und der nicht bettelt, dem man nie dankt und dem man alles aufbürdet, dessen Schicksal die sozialistische Gesetzgebung nie vor Augen hat; mit einem Worte the forgotten man, der Mann, an den niemand denkt, aus dessen Leder Riemen für Andere geschnitten werden. Und während so der forgotten man gedrückt und geschunden wird, gratuliren sich A und B gegenseitig zu ihrer Nächstenliebe. Und wer ist A und B, wer stellt mit andern Worten den Staat, die Gesetzgebung, die Verwaltung dar, in deren Namen — wenn nicht gar in dem noch heiligeren Namen der „Gesellschaft“ — alle diese Belästigungen und Bedrückungen ausgeübt werden? In der Regel ein Geheimrath oder ein Abgeordneter oder ein Schreiber oder ein Gensdarm. Sie denken, sie handeln im Namen des Staates. Sie sind der Staat, von dessen unergründlicher Weisheit uns so viel vorgefabelt wird. Mit Recht legt Sumner bei diesen Erwägungen auf die Staatsform einen ganz untergeordneten Werth. Wer die Macht des Staates besitzt, das ist von viel geringerer Bedeutung, als daß diese Macht selbst, dem einzelnen gegenüber, möglichst beschränkt werde. Es liegt in der Natur der Macht, daß sie mißbraucht wird, und das geschieht denn ja auch weidlich in Despotieen wie in Republiken.

Es kann nicht die Aufgabe eines Vorworts sein, den Inhalt des folgenden Werkes zu analysiren. Dieselbe ist vielmehr erschöpft, wenn es gelungen ist, zur Lektüre des Buches anzuregen. Die Uebersetzung darf — in Anbetracht der zu überwindenden Schwierigkeiten — als gelungen bezeichnet werden.

HOOVER LIBRARY

Sociale Pflichten

oder

Was die Klassen der Gesellschaft einander schuldig sind.

Von

William Graham Sumner,

Professor
der Staats- und Socialwissenschaft in Yale-College U. S. A.

Autorisirte Uebersetzung von **M. Jacobi.**

Mit einem Vorwort von **Dr. Th. Barth,** Reichstagsabgeordnetem.

Koehler
DEC 28 1932
4144

Berlin.
Verlag von Elwin Staude.
1887.

Preis: 1 Mk. 50 Pf.

Otto Wittelshöfer
WIEN.

№ 842

P/41887

Sociale Pflichten

oder

Was die Klassen der Gesellschaft einander schuldig sind.

Von

William Graham Sumner,

Professor der Staats- und Socialwissenschaft im Yale-College U. S. A.

Autorisirte Uebersetzung von M. Jacobi.

Mit einem Vorwort

von

Dr. Th. Barth,

Reichstagsabgeordnetem.

Berlin,

Verlag von Elwin Staude.

1887.

KF

und lösen sollen, und weshalb fällt gerade ihnen diese Pflicht zu? Wie mir scheint, verhält es sich mit den Klassen, denen man die Rechte und Pflichten zuweist, die sozialen Probleme zu stellen, respektive zu lösen, folgendermaßen: Die, welche verpflichtet sind, die Probleme zu lösen, sind Leute, die reich sind, wohlhäbig, glücklich, tugendhaft, angesehen, gebildet und gesund; die, welche das Recht haben die Probleme zu stellen, sind Leute, deren Kampf ums Dasein weniger glücklich und erfolgreich gewesen ist. Das Problem selbst scheint zu sein: Wie soll die Lage der letzteren ebenso behaglich gemacht werden, als die der ersteren.

Dieses Problem zu lösen und das Leben für uns alle gleich angenehm zu machen, ist — so nimmt man an — die Pflicht der oben erwähnten Leute; mißlingt ihnen dieses, so soll Blutvergießen und Vernichtung die Strafe sein. Wenn sie nicht im Stande sind, es dahin zu bringen, daß es allen so wohl ergeht, wie ihnen selbst, sollen sie in dasselbe Elend gestürzt werden, wie die Andern. —

Während der letzten zehn Jahre habe ich viele Bücher und Artikel, besonders aus Deutschland, gelesen, in denen der Versuch gemacht wurde, „den Staat" als ein Etwas hinzustellen, bei dem Gewissen, Macht und Willen hoch über menschlicher Beschränkung steht, so daß er eine Art Schutzgeist für uns alle bildet. Weder in Geschichte noch Erfahrung habe ich je etwas gefunden, das diesem Begriff entspricht. Auch in Deutschland, wo ich einmal zwei Jahre lebte, habe ich nichts davon gesehen.

Meine persönliche Ansicht vom „Staat" hat sich mit wachsender Lebenserfahrung verringert. Als Abstraktum ist der Staat mir nur die Gesammtheit Aller. In der Praxis — das heißt, wenn er seinen Willen vollzieht, oder nach bestimmten Prinzipien handelt, — ist er nur eine kleine Gruppe von Männern, die mittelst oft sehr zufälliger Majorität von uns gewählt worden sind, um gewisse Dienste für uns Alle zu verrichten. Die Majorität geht bei ihrer Wahl nicht sehr verständig zu Werke und das Resultat ihres Verfahrens entspricht selten ihrer Erwartung.

So kommt es, daß „der Staat" durchaus nicht etwa mehr Quellen der Weisheit, des Verstandes und des reinen moralischen Gefühls bietet, als wir im Durchschnitt besitzen. Auch stellt es sich in der Praxis oft heraus, daß nicht einmal die bekannten und angestellten Diener des Staats den Betrieb der Staatsmaschine besorgen. In früheren Zeiten geschah es wohl, daß „der Staat" ein Barbier, ein Musikant, oder ein böses Weib war. Heutzutage ist „der Staat" oft ein Unterbeamter, auf den ein höherer Beamter genöthigt ist, sich zu verlassen.

Es scheint mir unverständig, seine Zeit damit zu verbringen, Bemerkungen zu lesen und zu schreiben, wie ich sie in den Werken vieler Männer von großer Bildung und großem Einfluß gefunden habe, und die alle auf Folgendes hinauslaufen: Wenn die Staatsmänner die dazu genügende Kenntniß und Weisheit erwerben könnten, so ließe sich denken, daß der Staat wichtige Verwaltungsmaßregeln in Betreff der Production und Vertheilung des Wohlstandes treffen könnte, gegen die von Seiten der Volkswirthschaftslehre keine bestimmten und triftigen Einwendungen zu erheben sein würden; — aber die Staatsmänner können die dazu genügende Kenntniß und Weisheit niemals erwerben. —

Das sind doch nur leere Worte! Die Unzulänglichkeit des Staates für solche regulativen Aufgaben ist als Thatsache von Allen anerkannt. Warum also die Staatshülfe hineinziehen, nur um sie wieder hinauszuweisen? — Staatshülfe sollte ganz aus dem Spiele bleiben!

Die kleine Gruppe von öffentlichen Beamten, die, wie ich gesagt habe, den Staat bildet, wenn der Staat irgend etwas beschließt, könnte aus eigener Macht nicht viel ausrichten! Bei allem was sie unternimmt, muß sie über Leute verfügen können — sie braucht eine Armee — oder über Kapital — sie braucht einen Staatsschatz. Aber die Armee, die Polizei, das posse comitatus, das ist mehr oder weniger die Gesammtheit Aller, und das Kapital in dem Staatsschatz ist unser Aller Arbeitsprodukt und unser Aller Ersparniß. Wenn daher der Staat soviel bedeutet als „Macht etwas zu

thun, so bedeutet er entweder unser Aller rohe Kraft, oder unser Aller gewerbthätige Kraft. Soll irgend Jemand aus der Thätigkeit des Staates Nutzen ziehen, so ist es immer „Einer von uns.“ Die Frage: Was sollte der Staat zu Gunsten der Arbeit, der Gewerbe, der Fabriken, der Armen, der gelehrten Professionen thun? ꝛc. ꝛc. — das heißt, für eine Klasse, oder ein Sonderinteresse — liegt daher in Wahrheit so: „Was sollten wir Alle für Einige von uns Allen thun?“ — Aber diese Einigen sind in der Gesammtheit Aller enthalten, und, so weit ihre Anstrengungen ihnen selbst zu Gute kommen, ist es, als ob sie für sich selbst arbeiteten. So bleibt denn die Frage übrig: Was sollten diese Einigen für die Andern thun? oder: Was sind die Klassen der Gesellschaft einander schuldig? — Ich habe mir die Aufgabe gestellt, zu untersuchen, ob es eine Klasse der Gesellschaft gibt, welcher die Pflicht und Last obliegt, den Kampf des Lebens für irgend eine andere Klasse auszufechten, oder die sozialen Probleme zum Profit irgend einer andern Klasse zu lösen; ferner, ob es eine Klasse gibt, welche das Recht hat, Forderungen an die „Gesellschaft“, das heißt, an andere Klassen zu stellen; endlich, ob es nicht Irrthum und Trugschluß ist, zu meinen, daß „der Staat“ Jemand noch sonst etwas schuldig ist, außer Frieden, Ordnung und Rechtsschutz.

In der ganzen Abhandlung habe ich die wirthschaftlichen, sozialen und politischen Zustände vor Augen, welche in den Vereinigten Staaten bestehen. —

I. Kapitel.

Ueber die neue Philosophie, daß es am vortheilhaftesten ist, arm zu sein.

Gewöhnlich behauptet man, daß es in den Vereinigten Staaten keine verschiedenen Klassen gibt, und jede Anspielung auf Klassen wird Einem verübelt. Andererseits hören und lesen wir fortwährend Abhandlungen über soziale Fragen, in denen das Vorhandensein sozialer Klassen als einfache Thatsache angenommen wird. Die „Armen", die „Schwachen", die „Arbeiter", sind Ausdrücke, die gebraucht werden, als wären sie genaue und wohlbekannte Begriffe. Man verhandelt über die sogenannten Rechte, die Leiden, das Unglück gewisser Klassen der Gesellschaft, zu deren Wohl allgemeine Pläne in Wort und Schrift berathen werden, weil die Leute nicht im Stande gewesen sind, ihre Wünsche selbst zu befriedigen.

Diese Klassen sind manchmal unzufrieden und manchmal nicht. Manchmal wissen sie gar nicht, daß ihnen etwas fehlt, bis die „Menschenfreunde" kommen und ihnen Hülfe anbieten. Manchmal sind sie unbefriedigt und neidisch. Das, was sie erreicht haben, scheint ihnen nicht im Verhältniß zu ihren Rechten. Wenn sie ihr Loos mit dem anderer Leute vergleichen, tadeln sie aber nicht etwa sich selbst oder ihre Eltern, sondern erheben den Anspruch, daß sie auf alles ein Recht haben, was sie zu ihrem Glück auf Erden brauchen. Gegen Gott oder die Natur erhoben, würde ein solcher Anspruch

nichts anderes bedeuten, als daß wir das Recht beanspruchen, auf der Erde zu leben, wie wir es bedürfen. Aber, durch Gott und die Natur sind die Möglichkeiten und Lebensbedingungen auf Erden ein für allemal festgestellt. Hierbei gibt es keine Berufung. Die Gesetze des menschlichen Daseins können nicht revidirt werden. Wir stehen einzig und allein der Nothwendigkeit gegenüber, die Gesetze der Natur zu erforschen, und — wenn wir lernen wollen, wie wir glücklich leben können, — aus ihnen die Regeln abzuleiten für ein gedeihliches Dasein in der Welt, wie sie ist. — Das sind sehr beschwerliche und alltägliche Aufgaben. Sie bestehen aus fort und fort wiederholter Arbeit und Selbstüberwindung im Lernen und Schaffen. — Wenn man nun die Leute, von deren Ansprüchen wir reden, auffordert, sich diesen Aufgaben zu unterziehen, so werden sie aufgebracht und fühlen sich beleidigt. Sie nennen ihre Ansprüche Rechte, die sie an die Gesellschaft, das heißt an andere Menschen haben. Nach ihrer Meinung haben sie ein Recht, nicht nur nach Glück zu streben, sondern es auch zu erlangen, und wenn ihnen das mißlingt, glauben sie einen Anspruch an die Hülfe anderer Menschen zu haben — das heißt an die Arbeit und Selbstüberwindung anderer Menschen, die ihnen das Glück verschaffen sollen. — Redner und Dichter bestärken sie noch darin und nennen ihre unbefriedigten Wünsche gerechte Beschwerden.

Wenn es nun erstens Menschen gibt, die einen Anspruch an anderer Leute Arbeit und Selbstüberwindung haben, und wenn es zweitens Menschen gibt, deren Arbeit und Selbstüberwindung von jenen beansprucht werden kann, so sind das sicherlich zwei „Klassen," und zwar Klassen von der ältesten und schlimmsten Sorte. Denn ein Mensch, der über seines Nächsten Arbeit und Selbstüberwindung verfügen kann, besitzt das höchste Privilegium, das auf Erden denkbar ist. Nur Fürsten und Bettler haben solche Macht, die sie von allen Uebrigen unterscheidet.

Andererseits ist derjenige, über dessen Arbeit und Selbstüberwindung zu Gunsten eines Andern verfügt werden kann, kein freier Mensch, sondern mehr oder weniger ein Sklave.

Hieraus folgt, daß wenn man das Bestehen von Klassen bald annimmt, bald wieder leugnet, nur Verwirrung und Widerspruch entsteht.

Wenn wir streben, die alten Uebel der Klassen-Herrschaft zu vermeiden, so gerathen wir mit Theorien über neue Klassen in den schlimmsten Conflikt. Alle Pläne, um die Gleichheit herzustellen und die Abstufungen der Gesellschaft zu nivelliren, bringen nur neue und schlimmere Unterschiede hervor, denn die Basis, von der sie ausgehen, ist die Forderung, daß der Eine es als seine Pflicht ansehen soll, zu arbeiten, damit der Andere über nichts zu klagen hat.

So macht also jeder Versuch, die Gleichheit herzustellen, ein Opfer an Freiheit nothwendig.

Es ist sehr beliebt, als „Menschenfreund" aufzutreten, oder als „Freund der arbeitenden Klassen," der Titel ist jedoch in den Vereinigten Staaten nicht einheimisch, er kommt aus England, wo er oft sonst unbedeutenden Männern großes Ansehn verliehen hat. Alles, was wie Wohlthätigkeit und Gutherzigkeit klingt, wird gewöhnlich ohne genaue Untersuchung durchgelassen, weil kein gutes Licht auf die fällt, welche es angreifen.

Predigten, Abhandlungen und Reden nehmen einen conventionellen Standpunkt ein in Betreff der Armen, der Schwachen, u. s. w., und es gilt als anerkannte Lehre, daß die „Reichen" für die Armen zu sorgen haben, daß die Kirchen von den Reichen das Kapital sammeln sollten, dessen die Armen benöthigt sind, daß durch Einrichtungen in den Gemeinden die eine Klasse der Gesellschaft veranlaßt werden sollte, ihre Pflichten gegen die andere Klasse zu erfüllen, und daß Geistliche, Nationalökonomen und Sozialphilosophen von Amts- und Berufswegen auf Mittel zu denken haben, wie man den „Armen" helfen kann.

In England wurde früher gewöhnlich den Armen gepredigt, daß sie mit ihrem Loos zufrieden und ehrerbietig gegen die höheren Stände sein sollten. In Amerika hört man jetzt fast nur Ermahnungen an diejenigen, welche für sich selbst gesorgt haben, nun auch ihre angebliche Pflicht zu erfüllen

und für Andere zu sorgen. Man läßt solche conventionelle Theorien über soziale Pflichten und soziale Thatsachen meist geduldig über sich ergehen, aus Furcht, kalt und hartherzig zu erscheinen, und denkt im Stillen sein Theil.

Machen wir uns vor allem einige Unterschiede klar, die für die genaue Prüfung des Gegenstandes, den wir behandeln, von höchster Wichtigkeit sind.

Es gibt natürliche Uebel, welche zu den Leiden des menschlichen Lebens und zum Kampf mit der Natur um das Dasein gehören. Wegen unsers Antheils an diesen trifft unsere Mitmenschen kein Vorwurf. Mein Nächster und ich, wir kämpfen beide, um uns von diesen Uebeln zu befreien; gelingt ihm der Kampf besser als mir, so berechtigt mich dies zu keiner Beschwerde.

Andere Uebel dagegen entstehen durch die Bosheit der Menschen und die Unvollkommenheiten oder Irrthümer der bürgerlichen Einrichtungen, für die man noch Verbesserung und Abhilfe sucht.

Den natürlichen Uebeln kann man nur mit männlichem Muth und Energie begegnen; die sozialen Uebel können durch vereinte Anstrengung gehoben werden. Statt dessen hält man fortwährend Berathungen über die natürlichen Uebel und macht sie zum Gegenstand sozialer Pläne. Wir werden im weitern Verlauf sehen, was das zu bedeuten hat.

Die sozialen Uebel können gewisse Klassen der Gesellschaft treffen, und die Reform findet dann statt durch die Einmischung anderer Klassen zu Gunsten jener.

Es ist von höchster Wichtigkeit, den Unterschied zwischen den Uebeln, die zum Kampf ums Dasein gehören und denen, welche aus den Mängeln der menschlichen Einrichtungen entstehen, festzuhalten.

Um die Bedeutung der hergebrachten Begriffe zu verstehen, ist es ferner von Wichtigkeit, zu untersuchen, wie sich die angeblichen Pflichten einer Klasse gegen die andere vom wirthschaftlichen und vom politischen Standpunkt aus verhalten, das heißt, wir können die Frage, ob eine Klasse Pflichten gegen die andere hat, entweder im Hinblick auf die wirth-

schaftlichen Folgen berathen, welche daraus für die Klassen und die Gesellschaft entstehen, oder mit Rücksicht auf die politische Wirkung, die es hat, wenn man dem einen Theil Rechte zuerkennt und dem andern Pflichten auferlegt. Im erstern Fall ließe sich annehmen, daß die Hülfe freiwillig geleistet wird, und man hätte zu bedenken, ob Nutzen oder Schaden daraus entspringt. Im andern Fall können wir sicher sein, daß wenigstens Einige, die zu der Hülfe gezwungen werden, dieselbe ungern gewähren. Hier also muß das Recht entscheiden.

Es ist ein großer Unterschied zwischen der Frage, ob freiwillige Wohlthätigkeit schädlich ist, und der andern, ob ein Gesetz, das den einen zwingt dem andern zu helfen, richtig und weise ist und in wirthschaftlicher Beziehung ersprießlich. Dadurch, daß diese zwei Fragen in einander verwickelt werden, entsteht Irrthum und große Verwirrung; das sehen wir besonders bei den Versuchen, die Uebel, welche in der Natur begründet sind, durch gesetzliche Verordnungen zu beseitigen.

Was ein „armer Mann" eigentlich ist, läßt sich nicht genau bestimmen. Ein Bettler ist ein Mensch, der seinen Unterhalt nicht erwerben kann, der mehr verbraucht, als er zu produziren vermag und daher für seine nothwendigen Bedürfnisse nicht bezahlt. — Die menschliche Gesellschaft bedarf aber der thätigen Mitwirkung und productiven Kraft eines jeden ihrer Mitglieder. Ein Mensch, der zwar ein Verzehrer ist, aber weder durch Land, Arbeit, noch Kapital die Aufgabe der Gesellschaft fördert, ist eine Last. Er ist aus der Liste der Arbeiter und Produzenten zu streichen und die Gesellschaft muß ihn erhalten. Sie nimmt die Last auf sich, aber, wo gesunde Staatspolitik herrscht, entzieht sie ihm zugleich seinen Antheil an der politischen Gewalt. — So viel über den Bettler. Von ihm brauchen wir nicht mehr zu sprechen. Aber er ist nicht der „arme Mann". Dieses ist ein dehnbarer Ausdruck, hinter welchem sich Trugschlüsse aller Art verstecken können.

Ebenso schwer ist es, genau zu bestimmen, wer die „Schwachen" sind. Einige sind in diesem, Andere in jenem schwach. Die, welche in einem Punkte schwach sind, sind in einem andern

ſtark. Im allgemeinen kann man aber ſagen, daß es die von Volksfreunden und Philanthropen als Schwache bezeichneten Leute ſind, welche nur zu oft die produktiven und conſervativen Kräfte der Geſellſchaft verſchwenden. — Sie ſchwächen und zerſtören fortwährend die beſten Bemühungen der Klugen und Fleißigen und ſind ein Bleigewicht für die Geſellſchaft bei allen ihren Kämpfen um Herbeiführung eines beſſern Zuſtands der Dinge. Es iſt eine offene Frage, ob die Menſchen, welche nichts Böſes wollen, aber zu ſchwach ſind, um ihren nächſten Lebenspflichten zu genügen, nicht mehr Schaden thun, als ſelbſt die Boshaften und Laſterhaften.

Unter dem Namen der Armen und Schwachen werden die Nachläſſigen, Sorgloſen, Unthätigen, Thörichten und Unklugen den Fleißigen und Vorſichtigen aufgebürdet als Verantwortlichkeit und Pflicht. — Einerſeits wird die Benennung auf die Trägen, Unmäßigen und Laſterhaften ausgedehnt, die dadurch ein Anſehen erhalten, das ſie nicht verdienen und das ſie nicht gewinnen könnten, wenn ſie allein ſtünden; andererſeits werden aber auch die Lohnarbeiter der unterſten Stufe mit einbegriffen und durch dieſe Verbindung erniedrigt. Der Leſer, welcher ſich vor Trugſchlüſſen hüten will, ſollte immer die Benennung „Arme“ und „Schwache“ genau unterſuchen, um zu ſehen, welche, oder wie viele dieſer Klaſſen darunter verſtanden werden.

Wenn die Philanthropen und Weltverbeſſerer ſich im wirklichen Leben umſehen, ſo finden ſie den Zuſtand vieler Glieder der menſchlichen Geſellſchaft trübſelig und unerfreulich. Sie ſehen Reichthum und Armuth neben einander; ſie bemerken eine große Ungleichheit der ſozialen Stellung und der ſozialen Ausſichten. Eifrig begeben ſie ſich ans Werk, das, was ſie ſehen, zu erklären und Pläne zu erſinnen, um zu verbeſſern, was ihnen nicht gefällt. In ihrem Eifer, die weniger glücklichen Klaſſen dem Mitleid und der Beachtung zu empfehlen, vergeſſen ſie ganz die Rechte der andern Klaſſen und beſchönigen alle Fehler ihrer Schützlinge, deren Unglück und Tugend ſie übertreiben. Durch neue Theorien über das Eigenthum, verdrehen ſie das Recht und fördern die Ungerechtigkeit,

wie das immer geschieht, wenn man das Interesse eines Theils der Gesellschaft ausschließlich vor Augen hat, so daß dadurch das Interesse aller andern Theile in den Hintergrund tritt.

Nachdem ich ihre Behauptungen gelesen, mußte ich endlich denken, daß es ehrenrührig ist, ein anständiger Mensch zu sein, ganz unehrlich, Eigenthum zu besitzen, höchst sündhaft, ruhig seines Weges zu gehen und seinen Lebensunterhalt zu verdienen, und daß der einzig wirklich bewundernswerthe Mensch — der Taugenichts ist. Der Mann, der durch eigene Anstrengung sich über die Armuth erhebt, scheint in diesen Verhandlungen gar nicht in Betracht zu kommen. Um den Mann, der nichts gethan hat, sich aus dem Elend heraus zu arbeiten, drängen sich die sozialen Doktoren, bringen ihm das Kapital, welches sie bei der andern Klasse gesammelt haben, und versprechen ihm die Hülfe des Staates, die ihm das geben soll, wofür der Andere hat arbeiten müssen. Auf Staatshülfe rechnet man bei allen diesen Plänen, und so wird der Staat zum Beschützer und Vormund gewisser Klassen gemacht.

Die Pläne der Weltverbesserer und Philanthropen lassen sich aber immer durch folgende Formel ausdrücken: „A und B bestimmen, was C für D thun soll." — In einem späteren Theil unserer Abhandlung werden wir untersuchen, wer C ist und was für eine Wirkung auf ihn alle diese Einrichtungen haben. Immer wird die Aufmerksamkeit auf A und B gelenkt, die edlen Weltverbesserer, und auf D, den „armen Mann". Ich nenne C „den Mann an den Niemand denkt," weil ich gesehen habe, daß man ihn bei den Berathungen stets vergißt. Wenn wir mit A, B und D fertig sind, werden wir besser im Stande sein, die Sache des C zu würdigen, und ich glaube, wir werden finden, daß er unsere Aufmerksamkeit verdient, wegen seines ehrenwerthen Charakters und der Größe seiner unverschuldeten Lasten. Hier will ich nur bemerken, daß die Theorien der Sozialphilosophen, die ich erwähnt habe, zu dem neuen philosophischen Grundsatz führen würden: „Es ist am vortheilhaftesten, arm zu sein!" — Wenn man Besitz erwirbt, muß man andere Leute erhalten, wenn man keinen Besitz erwirbt, ist es Pflicht anderer Leute, uns zu erhalten.

Ohne Zweifel ist ein Hauptgrund für die unklaren und widersprechenden Theorien über die Klassenbeziehungen der, daß unsere Gesellschaft neben den Regeln, die ihre ganze Organisation bestimmen, noch Ueberbleibsel der alten sozialen Theorien bewahrt, welche mit jenen Regeln ganz unvereinbar sind. Im Mittelalter vereinigten Sitte und Vorschrift die Menschen in Gesellschaften, Stände, Gilden, Innungen und Verbindungen verschiedener Art. Diese Bande hielten auf Lebenszeit. Folglich entschied der Zustand der Gesellschaft bis ins Kleinste über alle ihre Verhältnisse, und das persönliche Gefühl sprach überall mit. — Im modernen Staat, und in den Vereinigten Staaten mehr als irgendwo anders, ist der soziale Bau auf den Vertrag gegründet, und der gesellschaftliche Zustand hat dabei wenig Einfluß. Der Vertrag jedoch ist rationell, sogar rationalistisch. Er ist auch realistisch, kalt und nüchtern. Eine contraktliche Verbindung beruht auf einem zu erreichenden Zweck, nicht auf Sitte oder Vorschrift; sie ist nicht bleibend, sie dauert nur so lange, als ihr Zweck dauert. In einem Staat, der sich auf Vertrag gründet, ist bei allgemeinen oder öffentlichen Angelegenheiten das Gefühl nicht am Platze. Es wird in die Sphäre der privaten und persönlichen Beziehungen verwiesen, wo es jedoch keinen Klassen-Stempel trägt, sondern von persönlicher Bekanntschaft und persönlicher Werthschätzung abhängt. — Die Gefühlsmenschen halten sich immer an die Ueberreste der alten Ordnung, die sie gern bewahren und wiederherstellen möchten.

Wir würden bei unsern sozialen Berathungen weit weniger durch Mangel an Logik gehindert werden, wenn die Menschen besser unterscheiden wollten, was zum sozialen Zustand und was zum sozialen Vertrag gehört.

Ob die Sozialphilosophen es für wünschenswerth halten, oder nicht, so kann doch von einem Zurückgehen auf den frühern Zustand und die Gefühlsbeziehungen, welche einst Baron und Lehnsmann, Herrn und Diener, Lehrer und Schüler und die Genossen untereinander verbanden, nicht die Rede sein. Es läßt sich nicht leugnen, daß das Leben damals mehr Poesie und Romantik besaß, aber wer die Sache näher

kennt, kann unmöglich zweifeln, daß wir unendlich dabei gewonnen haben, und daß auch fernerer Gewinn nur zu hoffen ist, wenn wir vorwärts schreiten, nicht wenn wir rückwärts gehen. Das Lehnssystem kann nie wieder eingeführt werden; es würde uns nur die Herrschaft der persönlichen Laune, Günstlingswirthschaft, Kriecherei und Intrigue wiederbringen. Eine auf Vertrag begründete Gesellschaft ist eine Vereinigung freier und unabhängiger Menschen, die ohne Gunst oder Zwang ihre Verbindungen schließen und zusammen wirken, ohne Ränke und knechtisches Wesen. Eine solche Gesellschaft läßt der individuellen Entwickelung den größten Spielraum, sichert die Würde des freien Mannes und fördert sein Selbstvertrauen. Niemand wird der Behauptung widersprechen können, daß es keine stärkere Gemeinschaft gibt, als eine durch Vertrag verbundene Gesellschaft freier Männer; daher sollten unsere sozialen Reformen danach zielen, solche Gemeinschaften in den Stand zu setzen, alle Kraft zu entwickeln, deren sie fähig sind, woran sie bis jetzt noch vielfach gehindert werden.

Hieraus entsteht jedoch die Schlußfolgerung, daß in einem freien Staat Einer nicht die Hülfe des Andern beanspruchen kann und nicht gezwungen werden darf, dem Andern Hülfe zu leisten.

Um dies in seiner vollen Bedeutung zu verstehen, werden wir gut thun, zu untersuchen, was eigentlich eine freie Volksregierung ist.

II. Kapitel.

Ein freier Mann ist souverän. Ein Souverän nimmt aber auch keine Geldgeschenke.

Ein freier Mann, ein freies Land, Freiheit und Gleichheit, sind Worte, die man fortwährend bei uns hört. Sobald soziale Fragen verhandelt werden, sind sie die Losung. Es ist schön und gut, daß dem so ist. Sie sollten die tiefste Ueberzeugung, den festesten Glauben der Nation ausdrücken und deßhalb auch bei allen einzelnen Fragen entscheidend sein. Um sie jedoch erfolgreich und richtig anwenden zu können, ist es wesentlich, daß ihre wahre Bedeutung verstanden und allgemein anerkannt werde.

Ohne Zweifel glaubt man für gewöhnlich, daß die Worte leicht zu verstehen sind und keine Schwierigkeiten bieten. Wahrscheinlich ist die verbreitetste Anschauung, daß Freiheit soviel bedeutet, als „thun können, wozu man Lust hat", und daß sie ein übersinnliches und geistiges Gut ist. — Ein wenig Beobachtung zeigt uns aber, daß in dieser Welt garnicht daran zu denken ist, daß man thun könnte, wozu man Lust hat. Kein Mensch, vom Eckensteher bis zum Präsidenten, dem Papst oder dem Kaiser, kann thun, wozu er Lust hat. Vom rohesten Barbaren bis herauf zu einem Humboldt oder Darwin hat es nie einen Menschen gegeben, der thun konnte, wozu er Lust hatte. Der „Zigeuner", der diese Art Freiheit wirklich besitzen will, kann dies nur, weil er die meisten Rechte

eines civilisierten Menschen opfert und den meisten Pflichten eines solchen den Rücken kehrt. Ueberdies ist die Freiheit durchaus kein übersinnliches und geistiges Gut, sondern ein sehr wirkliches, praktisches und positives. Sie wird geschaffen und erhalten durch Gesetze und Einrichtungen, und ist daher concret und historisch. Wir sprechen manchmal zum Unterschied von bürgerlicher Freiheit; aber, wenn es es eine andere als bürgerliche Freiheit gibt, — das heißt, Freiheit unter dem Gesetz — so lebt sie nur in der Dichtung der Schulgelehrten, und sie mögen darüber streiten. Während ich schreibe, finde ich gerade in einer bekannten Zeitschrift die folgende Erklärung von Freiheit: „Bürgerliche Freiheit ist das Resultat des Zwanges, der von dem „souveränen Volk auf die mächtigeren Individuen und Klassen des Gemeinwesens ausgeübt wird, um zu verhindern, daß sie sich ihrer zu großen Macht zum Schaden der andern Klassen bedienen."

Durch diese Erklärung des Begriffs soll augenscheinlich festgestellt werden, daß eine Regierung durch das Volk unter keiner Bedingung zu einem „diktatorischen Regiment" werden kann, da ihre Gesetzgeber zugleich ihre Bevollmächtigten und Diener sind, die ihren Willen vollziehen, — und nicht ihre Väter und Herren.

Hier haben wir den verderblichsten Trugschluß in dem Thema, das ich behandle, deutlich formulirt. — Freiheit, so lautet die Erklärung, ist das Resultat des Zwanges, den das souveräne Volk ausübt — gegen Personen, die natürlich von dem souveränen Volk unterschieden sein müssen! Wenn aber der Ausdruck „Volk" für etwas anderes als die gesammte Bevölkerung, Mann, Frau und Kind gebraucht wird, und man bei den großen Dogmen, in denen das Wort „Volk" vorkommt, nur die beschränkte Bedeutung von „Volk" im Sinne hat, — so entsteht jedesmal ein Trugschluß.

Die Weltgeschichte ist nur eine ermüdende Wiederholung desselben Vorgangs: Personen und Klassen suchen stets sich in Besitz der Staatsgewalt zu setzen und von dem Erwerb Anderer zu schwelgen. Autokratie, Aristokratie, Theokratie, und alle andern Formen politischer Gewalt haben immer

zur nämlichen Handlungsweise geführt. Es ist der höchste politische Irrthum, zu meinen, daß, wenn die politische Macht nur den Generälen, Adligen, Priestern, Millionären und Gelehrten genommen würde und den Handwerkern und Bauern gegeben, man sich darauf verlassen könnte, daß diese letztern nur Recht und Gerechtigkeit üben und nie ihre Gewalt mißbrauchen würden, daß sie jedem Exceß bei Andern Einhalt thun und selbst keinen begehen würden. Wenn sie können und dürfen, werden sie ihre Macht sicherlich ebenso mißbrauchen, wie Andere es gethan haben. Der Grund für die Uebergriffe der alten herrschenden Klassen liegt in den Lastern und Leidenschaften der menschlichen Natur — Habgier, Wollust, Rachsucht, Ehrgeiz und Eitelkeit. —

Diese Laster sind auf keine Nation, keine Klasse, kein Alter beschränkt. Wir sehen sie in der Kirche, der Schule, der Werkstätte und der elendesten Hütte, ebensogut wie in der Armee oder dem Palast. Sie sind gleichermaßen bei der Alleinherschaft, der Adelsherrschaft, der Priesterherrschaft, der Volksherrschaft und der Pöbelherrschaft zum Vorschein gekommen. Das Einzige, was je diese Laster der menschlichen Natur im Zaum gehalten hat, bei denen, welche politische Macht besaßen, ist das von nicht persönlichen Einrichtungen unterstützte Gesetz.

Wenn den Massen eine politische Macht gegeben wird, die sie bisher nicht hatten, so hält sie nichts davon ab, dieselbe zu mißbrauchen, außer bestehende Einrichtungen und Gesetze. Wollte man sagen, daß eine Volksherrschaft kein diktatorisches Regiment werden kann, so hieße das ihr ein Privilegium ertheilen, daß sie kein Unrecht begehen kann. Im Gegentheil, eine Volksherrschaft ist in größerer Gefahr als jede andere, zu einem „diktatorischen Regiment" zu werden, denn sie ist ihrer selbst gewiß, zu jedem Unternehmen bereit, unbeschränkt in ihrer Gewalt und erbarmungslos gegen Andersdenkende.

Was die Weltgeschichte uns zeigt, ist, daß das Recht nur sicher gestellt werden kann, wenn es gegen alle Willkür, alle Klassen- und persönlichen Interessen geschützt ist.

Um einen Selbstbeherrscher her erhebt sich eine Oligarchie

von Priestern und Soldaten. Mit der Zeit entsteht eine Klasse von Adligen, welche die Oligarchie durchbricht und eine Aristokratie bildet. Später entwickelt der demos seine Unabhängigkeit, reißt die Gewalt an sich und errichtet eine Volksherrschaft. Dann stürzt der Pöbel der Hauptstadt die Volksherrschaft und es entsteht eine Pöbelherrschaft. Darauf macht sich der „Abgott des Volkes," oder der militärische „Retter der Gesellschaft," der oft beides in einer Person ist, zum Selbstherrscher und der alte verderbliche Kreislauf beginnt von neuem. — Wo ist in allem dem die Freiheit? — Es hat nie eine Freiheit gegeben, außer da, wo ein Staat es verstanden hat, diesen Kreislauf ein für allemal zu durchbrechen. Dies geschieht durch Gesetze und Institutionen, welche der Selbstsucht, der Habgier, dem Neid, der Wollust in allen Klassen, von der höchsten bis zur niedrigsten, Schranken setzen und das bürgerliche Leben so organisiren, daß alle Willkür und jedes persönliche Element bei der Vertretung der Interessen und der Abgrenzung der Rechte möglichst vermieden wird. Die Freiheit fordert, daß Rechte und Pflichten im Gleichgewicht stehen, sie hängt aber durchaus nicht davon ab, daß die richtige Klasse ans Ruder kommt.

Der Begriff des freien Staates ist ganz modern. Er ist eine Frucht der Entwickelung der Mittelklassen und des Aufschwungs von Handel und Gewerbe. Erst seit einem Jahrhundert ist der Abscheu vor der Menschensklaverei in jedem civilisirten Staate allgemein geworden. Der Begriff des „freien Mannes" ist das Produkt der Auflehnung gegen mittelalterliche und feudale Ideen. Unsere Ansicht von Gleichheit, wenn sie wahr und praktisch ist, kann nur aus dieser Auflehnung erklärt werden. In England ist der moderne Begriff zuerst entstanden und hat sich dort schnell eingebürgert durch die Entwickelung von Handel und Gewerbe. Alle englisch sprechenden Nationen haben ihn geerbt; weil sie ihn aber geerbt haben, nicht als einen Begriff, sondern als eine Summe von Institutionen, haben sie die Freiheit verwirklichen können. Die Militär- und Polizeistaaten des europäischen Festlandes haben unter dem Einfluß der wachsenden gewerb-

lichen Cultur den Freiheitsbegriff entlehnt und nachgeahmt, aber sie haben ihn nur unvollkommen verwirklicht, weil sie keinen lokalen Stamm von Institutionen und Ueberlieferungen haben und sich daher mit Proklamationen und klingenden Worten begnügen müssen.

Nach dem Begriff von bürgerlicher Freiheit, den wir geerbt haben, ist sie „ein Zustand, der durch Gesetze und Institutionen für das Individuum entsteht und jedem Menschen den Gebrauch aller seiner Kräfte ausschließlich für sein eigenes Wohlergehen gewährleistet". Sie wird aber keineswegs durch Wahlen, allgemeines Stimmrecht oder Volksherrschaft erlangt. Alle Institutionen müssen danach geprüft werden, in welchem Grade sie die Freiheit verbürgen. Unter keiner Bedingung darf man zugeben, daß Freiheit ein Mittel für soziale Zwecke ist, und daß sie um „höherer Rücksichten" willen beschränkt werden darf. Wer so urtheilt, hat ganz die Fühlung mit den bestehenden Thatsachen und Beziehungen in einem freien Staate verloren.

Ein Mensch hat sein Leben und seine Laufbahn vor sich. Er ist zum Thun und Leiden geschaffen. Wie groß seine Kräfte sind, ob sie ihn vorwärts bringen können oder nicht; welches sein Wirkungskreis sein mag, ob eng oder weit; was sein Geschick sein wird, ob viel oder wenig zu leiden — das sind Fragen seines persönlichen Schicksals, welches er gestalten und ertragen muß, wie er kann; — aber, was die Wirkung der Gesellschaft und ihrer Institutionen auf jeden Menschen betrifft und auf die Summe des Glücks, welche er in seinem Erdenleben erreichen kann, so stimmt alle Geschichte und alle Philosophie bis auf den heutigen Tag in der Lehre überein, daß er die Freiheit haben muß, so viel für sich zu thun, als er kann, und daß ihm der volle Ertrag alles seines Thuns verbürgt werden sollte. — Wenn die Gesellschaft, oder mit andern Worten die Mitmenschen, entweder getrennt, oder in Gruppen, oder in Masse, den Einzelnen irgendwie beeinträchtigen, statt ihm nur unparteiische Sicherheit zu gewähren, so müssen sie sich dafür bis ins Kleinste verantworten. Miß-

trauen und Abneigung gegen alle ſolche Einmiſchungen ſind hohe politiſche Tugenden bei einem freien Manne.

Der Staat hat keineswegs den Beruf, die Menſchen glücklich zu machen. Sie müſſen ſelbſt für ihr Glück ſorgen, auf eigene Gefahr und nach ihrer eigenen Weiſe. Der Staat hat es nur mit den Bedingungen und Möglichkeiten zu thun, unter denen das Streben nach Glück gedeihen kann, inſofern die bürgerliche Organiſation darauf Einfluß hat. Daher ſind Freiheit der Arbeit und Sicherung des Erwerbs die Zwecke, um derentwillen die bürgerlichen Inſtitutionen beſtehen, nicht aber die Mittel, welche anderweitigen Rückſichten dienen können.

Nun iſt die Grundlehre eines jeden geſunden politiſchen Syſtems die, daß Rechte und Pflichten im Gleichgewicht ſein ſollen. Ein monarchiſches oder ariſtokratiſches Syſtem iſt nicht unmoraliſch, wenn die Rechte und Pflichten der Perſonen und Klaſſen im Gleichgewicht ſtehen; wenn auch die Rechte und Pflichten verſchiedener Perſonen und Klaſſen ungleich ſind. Ein unmoraliſches politiſches Syſtem entſteht da, wo es privilegirte Klaſſen gibt — das heißt Klaſſen, die ſich alle Rechte anmaßen und die Pflichten auf Andere wälzen. In einem demokratiſchen Staat haben Alle gleiche politiſche Rechte. Daher wird ein demokratiſcher Staat unmoraliſch, wenn nicht Alle gleiche politiſche Pflichten haben. Dieſe Lehre muß ohne Zweifel mehr als alle andern wiederholt und eingeprägt werden, wenn ein demokratiſcher Staat geſund und dauerhaft ſein ſoll. Unſere Redner und Schriftſteller ſprechen nie hierüber und ſcheinen oft nichts davon zu wiſſen; aber die wirkliche Gefahr in einem demokratiſchen Staat beſteht darin, daß die Klaſſen, welche die Macht beſitzen, alle Rechte an ſich reißen und alle Pflichten verwerfen — das heißt, daß ſie ihre politiſche Gewalt benutzen, um die Beſitzenden auszuplündern. — Will die Volksherrſchaft ſich ſelbſt treu bleiben und ſich als geſundes Syſtem erweiſen, ſo muß ſie den Anſprüchen auf Begünſtigung, die ſich auf Armuth gründen, denſelben unparteiiſchen Widerſtand entgegenſtellen, wie denen, welche ſich auf Geburt und Rang gründen. Sie kann ſich von Plänen,

welche darauf zielen, die Lohnarbeiter zu hätscheln und ihnen zu helfen, ebenso wenig Erfolg versprechen und sie zur öffentlichen Berathung zulassen, als sie das Ansinnen gut heißen könnte, die politische Macht der Lohnzahlenden zu beschränken. Sie muß das Verlangen, daß „die Reichen" für alles bezahlen sollen, was „die Armen" begehren, ebenso niederhalten, wie sie die alte Lehre verwirft, daß nur die Reichen im Stande sind, die Führung des Staats zu übernehmen.

Man braucht nur einen Blick auf unsere Tagesliteratur zu werfen, um zu sehen, daß die Volksherrschaft Gefahr läuft, zu einem System zu werden, das eine neue privilegirte Klasse begünstigt, die der Vielen und der Armen.

Wenn wir die Idee von Freiheit und Volksherrschaft, wie wir sie definirt haben, im Sinn behalten, so sehen wir, daß es nicht gerade nur leere Prahlerei ist, wenn der amerikanische Bürger sich „einen Souverän" nennt. Wer Mitglied eines freien demokratischen Staates ist, ist in gewissem Sinne ein Souverän. Er hat Niemand über sich. Indessen, er hat seine Souveränität durch eine solche Theilung und Verminderung der Gewalt erlangt, daß ihm kein Untergebener bleibt.— Es klingt sehr großartig, sich einen Souverän zu nennen, nur muß man dabei nicht übersehen, daß die politische Verantwortlichkeit des freien Mannes gerade in dem Maße vertieft und verschärft worden ist, als die politischen Rechte vermindert und getheilt wurden. Viele Monarchen sind unfähig und zugleich auch untauglich gewesen, zu herrschen. Zu hoher Stellung berufen und als Erben einer großen Macht haben sie nur ihr eigenes Unvermögen und ihre eigenen Laster zur Schau getragen. Der Grund davon war, daß sie nur an die Befriedigung ihrer Eitelkeit dachten und durchaus nicht an ihre Pflicht.

Der freie Mann, welcher den Anspruch erhebt, als vollberechtigtes Glied einer großen bürgerlichen Körperschaft zu gelten, soll wissen, daß seine Pflichten und seine Verantwortlichkeit ihm mit derselben Wage zugewogen werden, wie seine Rechte und seine Macht. Er will Niemand unterthan sein, er will gleichberechtigt sein mit seinesgleichen, wie es die Souveräne unter einander sind. — So sei es. Aber daraus

entsteht die natürliche Folge, daß er die Hülfe keines Menschen beanspruchen kann. Die andern Souveräne werden seine Unabhängigkeit nicht achten, wenn er abhängig wird, und sie können seine Gleichheit nicht anerkennen, wenn er sich um Gunst bewirbt. Als der freie Mann in einem freien Volksstaat alle Bande zerriß, die ihn niederziehen konnten, trennte er auch zugleich alle Bande, an denen Andere ihn aufwärts heben konnten. Er muß alle Folgen seines neuen Zustands tragen und steht in gewissem Sinne vereinzelt da. Die Uebelthaten seiner Verwandten bringen nicht mehr, wie früher, Schande über ihn, aber die Familienbande gewähren ihm auch nicht mehr die frühere Stütze. Das Verhältniß der Menschen zu einander ist frei und öffentlich, aber es ist auch locker. Es verträgt sich nicht mit der Würde des freien Mannes in einem freien Volksstaat, daß er eine Gunst annimmt, für welche er nicht ein Aequivalent entrichtet. Die einzige Pflicht aber, die er gegen seinesgleichen hat, ist Achtung, Höflichkeit und Wohlwollen. Niemand besitzt das Recht, dem A zu sagen, was seine Pflicht ist, für B zu thun.

In einem freien Staat wird von jedem Manne verlangt und erwartet, daß er für sich und seine Familie sorgt, seinen Nachbar nicht belästigt und seinen vollen Antheil für die öffentlichen Interessen und allgemeinen Bedürfnisse beiträgt. Läßt er es hieran fehlen, so legt er Andern Lasten auf und erwirbt nicht etwa dadurch Rechte Andern gegenüber. Im Gegentheil, er ladet sich Verbindlichkeiten gegen sie auf, und wenn er gar auf seine Versäumnisse neue Ansprüche gründen darf, so nimmt er die Stellung einer privilegirten, verhätschelten Person ein, die von Pflichten entbunden ist und der man besondere Rechte einräumt. — Dies ist das unausbleibliche Resultat, wenn man demokratisch-politische Theorien mit menschenfreundlich-sozialen Theorien vermischt.

Nur im Vorbeigehen will ich berühren, da es außerhalb dieses Themas liegt, daß das Resultat solcher Inconsequenz die Untergrabung des Volksstaates wäre; es hieße die Macht des Reichthums in demselben erhöhen und die Unterwerfung der Volksherrschaft unter die Geldherrschaft beschleunigen;

denn, wer einen Theil von eines Andern Kapital annimmt, kann kein unabhängiger Bürger sein.

Es wird oft behauptet, daß die Gebildeten und Wohlhabenden eine Verpflichtung haben gegen die, welche weniger Bildung und Eigenthum besitzen, gerade weil beide Theile politisch gleichgestellt sind; und man ergeht sich in Prophezeihungen und Warnungen über das, was geschehen wird, wenn die ungebildeten Klassen, welche das Stimmrecht haben, nicht von den andern Klassen mit Mühe und Kosten erzogen werden. Wenn diese Ansicht richtig ist, so wäre das allgemeine Stimmrecht kein Mittel, den Staat zu stärken durch die Hülfe und Hingebung aller Klassen, sondern nur eine neue Last und eine positive Gefahr! Diese Lehre ist jedoch vom politischen Standpunkt aus unmoralisch und verderblich. Wenn eine Gemeinschaft allgemeines Stimmrecht einführt, ist es, als ob sie zu jedem neuen Mitglied, zu jedem jungen Manne sagte: „Wir stellen Dich ganz mit uns Allen gleich. Nun tritt in unsere Reihen, sorge für Dich selbst und nimm Deinen Theil der Lasten auf Dich, welche wir Alle zu tragen haben, um die sozialen Institutionen zu unterstützen."

Freiheit, allgemeines Stimmrecht und Volksherrschaft sind sicherlich keine Unterpfänder für Fürsorge und Schutz, sondern sie tragen die Forderung der individuellen Verantwortlichkeit in sich. Der Staat giebt gleiche Rechte und Vortheile, gerade weil er nicht die Absicht hat, etwas anderes zu geben. Er stellt einen Jeden auf seine Füße und gestattet ihm zu laufen, gerade weil er ihn nicht tragen will. Nachdem ihm seine Rechte gewährt worden sind, muß er die Verantwortlichkeit für Gelingen oder Mißlingen selbst übernehmen. Es ist ein Unglück für die Gemeinschaft, wenn Jemand mit politischer Macht ausgerüstet sie zum Nachtheile seiner Mitbürger ausübt.

III. Kapitel.

Reichthum ist keine Sünde. Reicher sein als der Nachbar ist auch keine Sünde.

Ich habe einen Zeitungsausschnitt vor mir, in welchem behauptet wird, daß es niemand gestattet sein sollte, Eigenthum zu besitzen, das den Werth von mehr als einer Million Dollars repräsentirt. Daneben ist in einem andern Ausschnitt die Ansicht ausgesprochen, daß die Grenze fünf Millionen sein sollte. Ich weiß nicht, wie viel Besitz die Verfasser der beiden Artikel haben, aber es ist interessant zu bemerken, daß bei ihren Bestimmungen darüber, wie reich ihre Mitbürger werden dürfen, und an welchem Punkt sie — der Staat natürlich — dazwischen treten würden, um dieselben ihres Erwerbs zu berauben, ein sehr weiter Spielraum bleibt. Diese zwei Verfasser vergegenwärtigen uns so recht die große Masse des unreifen Denkens und der Redensarten, die im Schwange ist. Jeder, der einfachen gesunden Menschenverstand hat, ermahnt seine Söhne von frühster Kindheit an zu Sparsamkeit und Erwerb. Ein guter Vater glaubt weise zu handeln, wenn er Unternehmungsgeist, Schaffenstrieb, weises Entbehren und verständiges Ausgeben bei seinem Sohn fördert. Der Zweck ist, den Knaben zu lehren, wie man Kapital sammelt. Wenn der Sohn indessen viel von den Schmähungen gegen die Reichen liest, die in unserer Literatur überhand nehmen, wenn er die landläufigen Erörterungen über „das Kapital" hört und mit

dem Vertrauen der Jugend alles wörtlich nimmt, anſtatt über vieles die Achſeln zu zucken, wie ſein Vater es thut — ſo muß er glauben, daß er auf dem Wege der Schande iſt, wenn er Kapital erwirbt oder erſpart. Es iſt wohl der Mühe werth zu überlegen, was wir denn im Grunde meinen? Iſt Reichthum eine Sünde? Iſt es niederträchtig, ein Kapitaliſt zu ſein? Wenn die Frage ſich nur auf den Grad des Reichthums bezieht und es recht iſt, reich zu ſein bis zu einem gewiſſen Punkt, und unrecht, reicher zu ſein — wie läßt ſich denn der Punkt finden? Aus praktiſchen Gründen müßte er ſicherlich genauer beſtimmt werden als zwiſchen einer Million und fünf Millionen.

Es gibt ein altes kirchliches Vorurtheil für die Armen und gegen die Reichen. Zu Zeiten, als die Menſchen noch nach kirchlichen Vorſchriften handelten, verurſachten dieſe Vorurtheile Kapitalverſchwendung und trugen viel dazu bei, daß Europa wieder in Barbarei verſank. Die Vorurtheile ſind noch nicht todt, denn ſie leben in unſerer Welt als ſonderbare Widerſprüche und Inconſequenzen. Eins muß den Reichen zugegeben werden: ſie ſind gutmüthig. Vielleicht wiſſen ſie oft nicht, daß ſie gemeint ſind, denn es iſt noch ſchwerer zu beſtimmen, wer ein reicher Mann iſt, als wer ein armer Mann iſt. Nicht ſelten hört man einen Prediger von der Kanzel das alte Vorurtheil für die Armen und gegen die Reichen wiederholen, indem er zugleich die Reichen auffordert, etwas für die Armen zu thun; die Reichen willfahren auch, ohne ſich, wie es ſcheint, beleidigt zu fühlen über die unfreundliche Behandlung.

Wir ſtimmen alle darin überein, daß, wer ſich aus der Armuth zu Wohlſtand emporarbeitet, ein gutes Mitglied der Geſellſchaft iſt, aber, ſobald er ſich emporgearbeitet hat, betrachten wir ihn als gefährlich und ſehen ihn mit Argwohn an. Eine Zeitung bringt den thörichten Trugſchluß auf, daß die Reichen reich ſind, weil die Armen arbeitſam ſind, und dies wird dann im ganzen Lande als glänzende Entdeckung nachgedruckt. Schriftſteller und Redner greifen „das Kapital" an, ohne ſich klar zu machen, was Kapital eigentlich iſt und in wie verſchiedener Bedeutung das Wort gebraucht wird. Man bildet Arbeiterverbindungen, nicht um durch vereinigte Anſtrengung

einen gemeinsamen Zweck zu erreichen, sondern um sich in hochtrabenden Worten und Beschuldigungen zu ergehen, und hauptsächlich, um einigen Beamten, die nicht arbeiten wollen, ein leichtes Leben zu verschaffen. — Leute, welche die dogmatische Religion verworfen haben und nur einen Ueberrest von Gefühlsreligion bewahren, finden ihr besonderes Feld darin, die Rechte der Armen und die Pflichten der Reichen zu erörtern. Wir hören Anklagen gegen Banken, Körperschaften und Monopole, welche nur ohnmächtige Wuth und Feindschaft befördern, weil sie weder Maß noch Grenze kennen und keinen Unterschied machen, zwischen dem, was unumgänglich nothwendig und dem, was Mißbrauch ist; zwischen dem, was sich auf die Ordnung der Natur gründet und dem, was Irrthum der Gesetzgebung ist. Da gibt es z. B. Zeitschriften, die es sich zum Geschäft machen, die Monopole zu verdammen, und die doch einen Schutztarif begünstigen. Da gibt es öffentliche Lehrer, welche sagen, daß der Landmann durch die Kosten des Transports zu Grunde gerichtet wird, indem sie meinen, daß er keinen Profit haben kann, weil sein Gut zu weit vom Markt entfernt liegt. Sie klagen womöglich die Eisenbahnverwaltung an, weil sie nicht auf Kosten der Actionäre den Landmann vor dem Nachtheil schützt, der ihm aus der geographischen Lage seines Gutes entsteht. Es giebt sogar eine Auffassung der Sache, nach welcher die Schuld hiervon auf die Habgier der Aktiengesellschaften gewälzt wird.

Ohne Zweifel kommen in Verbindung mit allen diesen Dingen Betrug, Schwindel und andere finanzielle Verbrechen vor, das heißt, Habgier und Eigennutz der Menschen sind unzerstörbar. Sie treten in neue Phasen, sie passen sich neuen Geschäftsformen an und ersinnen fortwährend neue Methoden des Betrugs und Raubes, gerade wie die Diebe mit stets neuer Kunstfertigkeit jede Vorsichtsmaßregel an neu erfundenen Schlössern zu nichte machen.

Das Criminalgesetz muß gegen neue Formen des Verbrechens zu Felde ziehen, aber es ist lächerlich und des Jahrhunderts unwürdig, in dem wir leben, wenn man nützliche und gesetzmäßige Finanzoperationen verurtheilt, weil dieselben zu

betrügerischen Zwecken mißbraucht werden. Vor fünfzig Jahren verdammten die guten alten englischen Tories alle Aktiengesellschaften auf gleiche Weise und aus ähnlichen Gründen.

Alle hier erwähnten Anklagen und Forderungen werden im Interesse des „armen Mannes" vorgebracht. Sein Name ertönt ohne Aufhören in den Hallen des Gesetzes und ist Vorwand und Grund für alle Verordnungen, die erlassen werden. Er wird nie vergessen, weder in Dichtkunst, Predigt noch Abhandlung. Sein Interesse wird vorgeschützt, wo es gilt, ein zweifelhaftes Verfahren, eine fragwürdige Einrichtung zu vertheidigen. Und doch — wo ist er? Wer ist er? Wer hat ihn je gesehen? Wann sind die zahllosen Anstrengungen zu seinen Gunsten ihm je zu Gute gekommen? Hat es sich bei genauer Untersuchung nicht vielmehr stets herausgestellt, daß sein Name und sein Interesse nur vorgeschoben wurden, zum Nutzen eines Andern, der viel zu gewitzigt war, um je arm zu sein, und viel zu träge, um je durch Fleiß und Sparsamkeit reich zu werden?

Man spricht viel von dem mit der Zeit steigenden Ertrag des Landes, besonders im Hinblick auf den großen, nicht durch Arbeit verdienten Gewinn der Gutsbesitzer der alten Welt. Es ist wahr, — dieser zunehmende Ertrag des Landes hat während der letzten zwei Jahrhunderte die Stellung eines englischen Grundbesitzers zu einer der glücklichsten auf Erden gemacht; aber jetzt, da der Pachtzins in England heruntergeht, zufolge der Concurrenz des amerikanischen Grund und Bodens, ist der Augenblick nicht gerade gut gewählt, um das alte Vorrecht anzugreifen. In den Vereinigten Staaten wird der mit der Zeit steigende Ertrag des Landes zu einem Gewinn für die ersten Ansiedler, die dort den Grund zu einem neuen Staat gelegt haben. Da das Land nur Monopol sein kann, liegt sein unerworbener Ertrag im Gesetze der Natur. Die einzige Frage ist also: Wer soll ihn haben? — der Mann, dem das Eigenthumsrecht zuerkannt worden ist, oder andere, oder alle? — Es ist ein günstiger Umstand beim Grundbesitz, daß der, welcher den Boden zuerst nutzbar macht und einen neuen Staat begründen hilft, seinen Vortheil in dem zu-

nehmenden Werth des Landes findet, der mit dem Staate wächst. Es wäre ungerecht, ihm oder seinem Nachfolger diesen Vortheil zu nehmen. — Ueberdies genießt auch das Kapital und die Arbeit einen nicht erworbenen Ertrag, wenn sich der Kapitalist und der Arbeiter inmitten einer großen gewerbthätigen und wohlhabenden Gesellschaft befindet. Daher läßt sich eine Besteuerung des Grundbesitzes und eine Erbsteuer auf das Kapital vollkommen rechtfertigen. Ohne Zweifel wird die Schnelligkeit, mit der das Kapital sich ansammelt, bedeutend gesteigert durch die Sicherheit, gute Regierung und friedliche Ordnung des Staates, in dem es verwendet wird, und wenn beim Tode des Eigenthümers der Staat einen Antheil der Erbschaft fordert, wird ein solcher Anspruch ganz gerechtfertigt erscheinen. Auch der Arbeiter in einem starken, hoch entwickelten und gut regierten Staat, erwirbt weit mehr, als er mit gleichem Fleiß bei herrschender Anarchie erwerben könnte. Er erlangt größern Lohn für seine Dienste und nimmt Theil an dem Genuß all des gesammelten Kapitals, das von einer wohlhabenden Gemeinschaft für öffentliche Zwecke verwendet wird.

Man sagt oft: die Erde gehört dem menschlichen Geschlecht, — als ob unbebautes Land ein Geschenk oder eine Gabe wäre, während es nur eine Gelegenheit für den Kampf um das Dasein ist. — Der, welcher seinen Lebensunterhalt durch Urbarmachung des Bodens erwerben will, thut dies unter den ungünstigsten Bedingungen; denn nur durch schwere Arbeit und Anstrengung kann das Land nutzbar gemacht werden. Eine Gabe oder ein Geschenk würde es sein, Land zu bekommen, nachdem Jemand anders es schon bearbeitet hat. Bei uns in Amerika kann heutzutage jeder unbebautes Land haben, wenn er sich ansiedeln will, aber Millionen würden es „lebenslänglicher Deportation" gleichachten, wenn sie genöthigt wären, zu ihrem Unterhalt das Land erst urbar zu machen.

Privatbesitz des Landes ist nur Theilung der Arbeit. — Wenn es wahr ist, daß der Boden uns allen gemeinschaftlich gehört, so könnten wir im gemeinsamen Interesse gar keinen bessern Gebrauch davon machen, als ihn umsonst — gerade

wie wir es jetzt thun — demjenigen zu überlassen, der es übernehmen will, ihn direkt zu bebauen, während die übrigen sich anderweitig mit der sozialen Organisation beschäftigen. Auf diese Weise gewinnen wir alle mehr, als wenn jeder etwas Land besäße und es direkt ausnützte. Je nach Bedürfniß widmet sich jetzt die Bevölkerung der Landwirthschaft und andern Beschäftigungen, und wenn man durch Steuern auf den nicht erworbenen Ertrag des Landbaus den Profit desselben verringern wollte, so müßte die Gewerbthätigkeit sich einfach anders vertheilen, bis die Sache wieder ausgeglichen ist.

Während man aber dem Einzelnen das Recht auf Landbesitz bestreitet, besteht man oft hartnäckig auf dem Besitzrecht eines Stammes oder Volkes. Man sagt, daß Hans, Jakob oder Wilhelm nicht einen Theil des Erdbodens besitzen sollten, weil er allen Menschen gehört, aber man behauptet, daß die Egypter, Nicaraguaner und Indianer ein Anrecht an das Territorium haben, das sie bewohnen, und daß es unrecht ist, ihnen das Land zu nehmen und ihren Widerstand zu besiegen. Sie sollen nach Belieben dem Handel und der Cultur Hindernisse in den Weg legen dürfen. In Wahrheit hat aber nur im Hinblick auf die Culturzwecke der Gedanke, daß die Erde dem Menschengeschlecht gehört, eine praktische Bedeutung.

Der hohe Gewinn des großen Kapitalisten in einem modernen Staat gehört unter die Rubrik des „Lohns für Oberaufsicht." Wer da glaubt, daß ein großes industrielles Unternehmen ohne Arbeit ins Leben gerufen werden kann, muß wenig Erfahrung haben. Man versuche einmal eine Eisenbahn zu bauen, eine Fabrik zu gründen und ihre Produkte in Aufnahme zu bringen, eine Schule einzurichten und ihr guten Ruf zu verschaffen, eine Zeitung herauszugeben oder irgend ein anderes Unternehmen zu beginnen: da wird man sehen, was für Hindernisse zu überwinden sind, was für ein Risiko man übernehmen muß, wie viel Ausdauer und Muth, wie viel Voraussicht und Scharfsinn dazu erforderlich ist. Besonders in einem neuen Lande, wo viele Aufgaben warten, wo die Kräfte fortwährend aufs äußerste angespannt werden,

ist die Klugheit, der Muth, die Ausdauer, die dazu gehören, um neue Unternehmungen zu organisiren und erfolgreich durchzuführen, oft wahrhaft bewundernswerth. Wer die dazu erforderliche Befähigung besitzt, erhält großen Lohn. Das ist ganz in der Ordnung; es ist thöricht darüber zu schelten. Ueberdies ist die Fähigkeit, gewerbliche, kaufmännische und finanzielle Unternehmungen zu organisiren und zu leiten, etwas seltenes. Große Führer der Industrie sind ebenso selten als große Generale. Die Schwäche aller cooperativen Unternehmungen liegt in der Oberleitung. Routinirte Leute, die thun können, was man ihnen aufträgt, sind nicht schwer zu finden, aber Menschen, die denken können und Pläne machen und den routinirten Leuten sagen, was sie thun sollen, sind äußerst selten. So muß denn auch ihr Lohn im Verhältniß zur Nachfrage nach ihnen stehen. —

Wenn der große Industrielle A. T. Stewart ein großes Vermögen erworben hat, indem er Vorräthe von Schnittwaaren anschaffte und den Bewohnern der Vereinigten Staaten zuführte, so geschah dies, weil er es besser verstand, wie die Sache zu machen sei, als irgend einer seiner Zeitgenossen. Er hat das bewiesen, denn er brachte das Geschäft glücklich durch Zeiten der kommerziellen Krisis und des Krieges hindurch. Wenn er bei seinem Tode keinen ebenbürtigen Nachfolger hinterließ, so mußte das Geschäft sich auflösen und in andern Händen neu organisirt werden. Man hat wohl gesagt, Stewart habe sein Vermögen durch diejenigen erworben, die für ihn und mit ihm arbeiteten; aber hätten diese Leute wohl dasselbe erworben, wenn sie ohne ihn zusammen getreten wären und sich selbst organisirt hätten? Keineswegs, — sie würden verhältnißmäßig hülflos gewesen sein. Er und sie zusammen bildeten erst das große System von Fabriken, Verkaufshäusern und Transportmitteln, das unter seinem Schutz und seiner Leitung stand. Alle fanden Nutzen dabei, er aber lieferte dazu, was kein anderer liefern konnte — den einen bewegenden Geist, der das ganze Werk möglich machte. Ein Mann, der durch rechtmäßige Gewerbthätigkeit ein Vermögen sammelt, beutet durchaus nicht seine Beamten aus, oder erwirbt sein

Kapital zum Schaden von irgend Jemand. Der Reichthum, den er gewinnt, würde ohne ihn gar nicht vorhanden sein.

Die Ansammlung großen Besitzes ist an und für sich nichts schädliches. Im Gegentheil, viele Formen des sozialen Fortschrittes sind dadurch bedingt. Wollen wir der Anhäufung des Reichthums eine Grenze setzen, so geben wir dadurch unsern fruchtbarsten Produzenten zu verstehen: „Wir brauchen die Dienste, die ihr am besten zu leisten wißt, nur bis zu einem gewissen Punkt.“ Ebenso gut könnten wir unsere Generale im Kriege umbringen. Wenn man von einer ethischen Anschauung des Reichthums spricht und behauptet, es werde einst Menschen von solchem Gemeingeist geben, daß, nachdem sie einige Millionen gesammelt haben, sie einfach fortarbeiten würden um des Vergnügens willen, die Steuern ihrer Nebenmenschen zu bezahlen, so kann sich die Prophezeihung ja vielleicht einst erfüllen! Die dann Lebenden werden ihre Angelegenheiten wohl demgemäß einrichten. Jetzt gibt es keine solche Menschen, und wir, die wir jetzt leben, können uns nicht nach dem richten, was vielleicht die hundertste Generation nach uns thun wird.

Alles deutet darauf hin, daß die Macht des großen Kapitalbesitzes sich neu entfalten wird, und daß wir die Wirkung dieser neuen Entfaltung zuerst hier in Amerika sehen sollen. Die Aktiengesellschaften sind noch in ihrer Kindheit, und das Streben nach Kapital-Vereinigung, weit entfernt, ein verkehrtes zu sein, wird vielmehr immer unentbehrlicher bei Erfüllung unserer sozialen Aufgaben. Auch scheint es mir sicher, daß das gesammelte Kapital mehr und mehr unter persönliche Kontrolle kommen wird. Bei jeder großen Gesellschaft wird der Geist Eines Mannes der herrschende sein. Das kommt daher, weil die einheitliche Leitung weit zweckmäßiger ist als die Verwaltung durch ein Collegium oder ein Comité. Es liegt dies im öffentlichen Interesse, weil die Verantwortlichkeit dabei eine umfassendere ist. Das große Hinderniß, das der Entwickelung unseres Landes im Wege gestanden hat, war der Mangel an Kapital. Durch Theilung, durch Verschwendung und unrichtige Benutzung ist das Kapital, das wir hatten, vergeudet worden. Im Verhältniß zu dem vorhandenen Kapital wurde zwischen

den Jahren 1800 und 1850 eine ungeheure Kapitalverschwendung getrieben bei Herstellung von Verbindungswegen und Transportmitteln. Die Verschwendung entstand hauptsächlich durch Unwissenheit, schlechte Verwaltung und Oberaufsicht des Staats bei öffentlichen Arbeiten.

Die Kräfte des Landes werden einen vorher nie gesehenen Aufschwung nehmen durch Ansammlung des Kapitals und systematische Anwendung desselben unter der Leitung dazu befähigter Männer. Dieser Aufschwung wird allen zum Nutzen gereichen und Jeden von uns nach dem Maße seiner Kräfte befähigen, seinen Wohlstand zu vermehren. Wir können dabei alle vorwärts kommen und uns mit gutem Grunde jeder über des Andern Wohlergehen freuen.

Gesetze, um das Eigenthum gegen die Thorheit des Besitzers zu schützen, sind vom Uebel. Das Kapital, das ein Verschwender erbt, wird zerstreut — und sammelt sich wieder in Händen, die fähig und würdig sind, es festzuhalten. Das ist in der Ordnung, und bei solchem Zustand der Dinge ist der Wunsch nicht gerechtfertigt, für den Besitz, den ein Mann erwerben darf, eine Grenze zu setzen. —

IV. Kapitel.

Wie kommt es, daß der Mensch nicht mehr ganz Thier ist?

Die Araber erzählen die Geschichte eines Mannes, welcher prüfen wollte, wer von seinen drei Söhnen ihn am meisten liebe. Er schickte sie aus, um zu sehen, welcher von ihnen dem Vater das werthvollste Geschenk bringen würde. In einer fernen Stadt kamen die Brüder zusammen und verglichen ihre Gaben. Der erste zeigte einen Teppich, auf dem er sich und andere nach einem beliebigen Ort versetzen konnte. Der zweite hatte eine Arznei, die jede Krankheit heilte. Der dritte besaß ein Fernglas, mit welchem er nach dem Ort sehen konnte, den er im Sinne hatte. Der dritte brauchte das Glas, um zu sehen, was zu Hause vorginge, er sah den Vater krank auf dem Lager; der erste versetzte auf dem Teppiche alle drei nach Hause, der zweite benutzte die Arznei und rettete dem Vater das Leben. Die Verlegenheit des Vaters, als er entscheiden sollte, welche von den Gaben der Söhne den meisten Werth für ihn habe, giebt ein gutes Bild von der Schwierigkeit, die es macht, wenn man bestimmen will, ob Land, Arbeit oder Kapital für die Production am erforderlichsten ist. Ohne das Zusammenwirken von allen dreien, ist überhaupt keine Production möglich.

Wir wissen, daß der Mensch einst, gerade wie die Thiere, von den rohen Früchten der Erde lebte. Sein Zustand war

damals ein rein thierischer, er war der Willkür der Natur preisgegeben. Was er zu seiner Nahrung finden konnte, aß er, aber er konnte nur nehmen, was die Natur ihm bot; er konnte ihr nichts abgewinnen, konnte nichts durch sie erzeugen. Sein Zustand hing fast ganz vom Zufall ab, er besaß kein Kapital, er lebte nur von den Produkten, und es handelte sich dabei nur um zweierlei: um das Land und das Aneignen der Erzeugnisse. In jetziger Zeit hat sich der Verstand des Menschen entwickelt. Er weiß etwas von den Gesetzen der Natur, er versteht einigermaßen die günstigen Umstände zu benutzen und die ungünstigen abzuwenden; er hat den Spielraum des Zufalls beschränkt und ihm viel von seiner Macht genommen; er kann sich die produktiven Kräfte der Natur dienstbar machen, so daß sie ihm Nahrung, Kleidung und Obdach gewähren. Wodurch ist diese Veränderung hervorgerufen worden? — Die Antwort lautet: durch das Kapital!

Wenn wir uns darüber verständigen können, was Kapital ist, und welche Stelle es in der Civilisation einnimmt, so werden wir ein viel klareres Urtheil über die beabsichtigten Reformen derer gewinnen, die sich mit ihren Plänen und Weltanschauungen gegen die jetzigen sozialen Einrichtungen auflehnen.

Die ersten Anfänge des Kapitals verlieren sich in dem Dunkel, das alle Keime der Civilisation bedeckt. Je mehr man den Zustand des Urmenschen kennen lernt, desto wunderbarer erscheint es, daß er je den Weg der Civilisation betreten hat. Unter den niederen Thierarten finden wir Kapitalbildung in ihren ersten Spuren, aber von da bis zu den ursprünglichsten Formen des wirklichen Kapitals ist ein großer Schritt. Es scheint nicht möglich, daß der Mensch ohne verständiges Nachdenken diesen Schritt hat thun können, und doch zeigt uns Alles, was wir über den Urmenschen wissen, daß er nicht nachgedacht hat. Der Zufall hat gewiß die ersten Anfänge geleitet, oft genug mögen sie gefunden und wieder verloren worden sein. Ein Element der Natur lernte der Mensch so früh gebrauchen, daß wir von ihm selber keine Spur entdecken, ehe er es besaß, — das Feuer. Eine

Waffe und ein Werkzeug bot die Natur — den Feuerstein. Weiter rückwärts können wir nicht gehen, als bis zu dem Menschen, der schon so hoch über das Thier hinausgekommen war, daß er den Gebrauch des Feuersteins und des Feuers kannte.

Auf einer noch niedereren Kulturstufe stand der Mensch dem Thier so gleich, daß er, wie dieses, keine Spur seines Vorhandenseins auf der Erde zurücklassen konnte, außer sein Gebein.

Der Mensch, der den Feuerstein hatte, brauchte nicht mehr die Beute der wilden Thiere zu werden, sie wurden seine Beute. Er konnte sich Fleischkost verschaffen. Wer Fleischkost hatte, gewann bei dieser Nahrungsweise so viel Muße, um seine Steinwerkzeuge zu verbessern. Er verwendete Häute zur Kleidung, Gräten dienten als Nadeln, Sehnen als Faden. Er erfand dann zunächst Schlingen und Fallen, um die Thiere lebendig zu fangen. Er machte sie zu Hausthieren und lebte von ihrer Vermehrung. Er machte sie zu Zug- und Lastthieren und stellte ihre Kraft in seinen Dienst. Wer Zug- und Lastthiere hatte, konnte Straßen ebnen, Handel treiben und sich den Ertrag aller Länder und Zonen verschaffen. Er konnte ein Boot machen und den Wind als treibende Kraft benutzen. Schnell erwarb er Kenntniß, Geschicklichkeit und Werkzeuge, so daß er den Boden bebauen und mehr Nahrung daraus gewinnen konnte. — So war es vom ersten Schritt an, den der Mensch über das Thier hinaus that, das Kapital, welches die Civilisation möglich machte.

Jeder Zuwachs an Kapital ermöglichte den nächsten Schritt vorwärts, bis zur heutigen Stunde. Ohne Kapital ist kein Schritt gemacht worden und kann keiner gemacht werden.

Das Kapital ist gesammelte und mit sich selbst multiplizirte Arbeit, die eine höhere Potenz bildet, wie die Mathematiker sagen. Die Lokomotive ist heutzutage nur möglich, weil von den Zeiten des Steinmessers an, Tausende von Generationen jeden Erwerb immer durch den nächsten ver-

vielfältigt haben. Ohne Kapital können wir im Leben nicht um einen Schritt vorwärts kommen. Wir können ohne Kapital ebenso wenig eine Schule, eine Kirche, ein Hospital bauen, oder eine Missionsgesellschaft ausrüsten, als wir ohne Kapital einen Palast oder eine Fabrik errichten können.

Wir verfügen über zweierlei, über uns selbst und über die Erde; das dritte Erforderniß, welches unserm Thun die Grenze setzt, ist — das Kapital. —

Kapital ist Kraft, ist ein Vorrath von angesammelter Energie, und nur Wenige lernen je seine Wichtigkeit für das civilisirte Leben schätzen. Wir gewöhnen uns so daran, es zu benützen, daß wir seinen Nutzen nicht mehr bedenken.

Mit der Entwickelung des Kapitals hat sich auch die industrielle Organisation der Gesellschaft entwickelt. — Was die Menschen veranlaßte, sich über die Erde zu verbreiten und die Künste zu vervollkommnen, war allein die Noth, das heißt, die Nothwendigkeit, ihren Lebensunterhalt zu gewinnen und die dadurch bedingten Leiden. Das Menschengeschlecht hat jeden Schritt mit seinem Blute bezahlen müssen.

Theuer hat es seine Erfahrung erkauft! Immer war es die Vermehrung der Bevölkerung, welche zu fernerer Wanderung zwang oder zu größerer Ausbeutung der Natur. Wo die Bevölkerung überaus zahlreich wurde oder verweichlichte und herunterkam, statt genügende Thatkraft zu neuem Fortschritt zu entwickeln, da sind die Racen entartet und der dauernden Barbarei anheimgefallen. Sie haben die Kraft verloren, sich neu zu erheben und haben keine Erfindungen gemacht. Wo das Leben leicht ist, wo es die Fülle bietet und keine Anstrengung kostet, sind wenig Verbesserungen gemacht worden. In den mittleren Schichten, da, wo der gesellschaftliche Druck zwar stark genug ist, um Thatkraft zu erzeugen, aber doch nicht stark genug, um zur Verzweiflung zu treiben, ist der größte Fortschritt erzielt worden.

Zuerst war alle Arbeit Zwang. Die Männer zwangen die Frauen dazu, welche ihre Mägde und Sklavinnen waren. Sie selbst behielten sich nur die Jagd und den Krieg vor. Noch heute finden wir, mitten unter civilisirten Nationen,

seltsame und oft entsetzliche Ueberbleibsel aller alten Barbarei in den verrufenen Vierteln großer Städte und bei dem niedersten Pöbel. Die Frauen werden dort noch heutigen Tages von den Männern zur Arbeit gezwungen.

Sklaverei, Leibeigenschaft, Dienstbarkeit und die verschiedenen Vereinigungen in Kasten und Innungen, bildeten Uebergänge für die industriellen Organisationen. Aus ihnen entwickelte sich allmälig das moderne System, welches bei Vielen in Mißkredit steht und als die Herrschaft des Kapitals bezeichnet wird.

Das moderne System ist auf Freiheit, auf Vertrag und auf Privateigenthum gegründet. Es entstand dadurch, daß sich die große Masse der Menschheit nach und nach aus den Banden befreite, in denen die Natur und ihre Mitmenschen sie gefangen hielten. In der modernen Gesellschaft ist die Arbeit zu hoher Organisation gelangt. Einige sind Landbesitzer und Ackerbauer, andere besorgen den Transport oder sind Banquiers, Kaufleute, Lehrer; noch andere verbessern die Produkte durch Bearbeitung. Dies System der Theilung der Arbeit wird fortwährend durch Unterabtheilungen in Handel und Beschäftigung vervollkommnet, sowie durch die Entstehung verschiedenartiger und neuer Gewerbe.

Die Bande, welche alle mit einander verknüpfen, sind freies Zusammenwirken und der Vertrag. Wenn wir zurückblicken, um in der Geschichte der Menschheit etwas zu finden, woran wir uns messen können, so sehen wir, daß die freie Industrie des modernen Systems jedem menschlichen Wesen eine Möglichkeit des Glücks bietet, wie sie frühere Generationen nie gekannt haben. Dennoch besaßen vormals einzelne Menschen bessere Garantien dafür, daß sie unter keinen Umständen würden leiden müssen. Ein Beispiel hiervon haben wir Amerikaner ganz in unserer Nähe. Die Neger, welche früher in den Vereinigten Staaten Sklaven waren, erhielten Unterhalt, Arznei und Fürsorge; aber sie verbrauchten ihre Kräfte, und andere Leute nahmen den Ertrag. Sie sind freigelassen worden. Das heißt weiter nichts als: sie arbeiten jetzt und der Ertrag gehört ihnen;

aber sie erhalten nur, was sie sich erwerben. Sie haben an Freiheit gewonnen und an Ansprüchen verloren. Fürsorge, Arznei und Unterhalt bekommen sie, wenn sie es erwerben. Wer möchte wohl sagen, daß die Schwarzen dabei nicht gewonnen haben? Aber wenn es sich auch nicht leugnen läßt, daß es einzelnen Schwarzen jetzt schlechter gehen kann, so wird uns das doch nimmermehr über die wahre Bedeutung des Wechsels täuschen.

Wünschen die Menschen die Garantie zu haben, daß ihnen alles Ungemach fern bleiben soll, so läßt sich das nur erreichen, wenn andere Menschen diese Garantie übernehmen, das heißt, wenn wir zur Sklaverei zurückkehren, bei welcher die Arbeit des Einen das Wohlergehen des Andern herbeiführt.

Hierüber müssen wir uns vollkommen klar werden. Ein Schwärmer, der weder Wissenschaft noch Geschichte zu Rathe zieht und eine ideale Gesellschaft erfindet, in welcher alle Lebensbedingungen sich anders gestalten, kann wohl eine Zeitlang als Neuerer oder Prophet auftreten; wer aber auf dem Boden der Wirklichkeit steht, wird ihm kein Gehör schenken.

Das moderne industrielle System ist ein großes soziales Zusammenwirken. Es geht maschinenartig und naturgemäß vor sich. Die einzelnen Glieder greifen von selbst in einander; die Betheiligten werden durch eine unsichtbare Kraft zusammengehalten — durch Nachfrage und Angebot. Sie brauchen einander nie zu sehen, sie können durch die halbe Welt von einander getrennt sein. Das finanzielle Räderwerk macht, daß sie zusammenwirken bei der sozialen Arbeit, bis sie sich wieder trennen und neu vertheilen, wodurch ohne besonderen Vertrag oder Abkommen, alle Rechte und Interessen befriedigt und gegen einander abgewogen werden. Das geht alles so glatt und natürlich vor sich, daß wir es gar nicht bemerken. Wir denken, das kostet nichts und geht so zu sagen von selber.

In Wahrheit aber ist dieses große Zusammenwirken eins der Produkte der Civilisation und zwar ein höchst werthvolles und veredeltes Produkt, erzeugt durch den menschlichen Verstand,

der hier so klar und sicher zu Werke geht, daß der Erfolg sich von selbst versteht.

Durch die große soziale Organisation richtet nun die ganze civilisirte Welt — und bald werden wir sagen, das ganze Menschengeschlecht — fortwährend einen verbündeten Angriff gegen die Natur, um Mittel des Unterhalts zu erlangen. Die civilisirte Gesellschaft befindet sich, so zu sagen, in einer unnatürlichen Lage, außerhalb des Naturzustandes und höher als dieser. In dieser Lage kann sie nur durch eine zweckmäßige Organisation der sozialen Arbeit und durch das Kapital erhalten werden. Auf ihrem erhöhten Standpunkt kann die civilisirte Gesellschaft jedoch einer weit größeren Zahl von Menschen ihren Unterhalt gewähren, als sie dies auf einer niederen Stufe thun könnte. Die Glieder, welche zu der Gesellschaft neu hinzukommen, können nur darin leben, wenn sie in die bestehende Organisation eintreten.

Wenn ihre Zahl sich vermehrt, muß die Organisation vervollkommnet werden und das Kapital wachsen, d. h., die Macht über die Natur.

Wenn die Gesellschaft sich nicht auf der Höhe ihrer Macht erhält, wenn sie ihre Organisation verschlechtert und ihr Kapital verschwendet, so sinkt sie in den Naturzustand der Barbarei zurück, aus dem sie sich erhoben hat, und hierbei muß sie Tausende ihrer schwächsten Glieder aufopfern. So wird denn die menschliche Gesellschaft unaufhörlich vorwärts und aufwärts getrieben, und daß dies geschehe, daß die soziale Organisation vervollkommnet werde und das Kapital wachse, liegt am meisten im Interesse derer, die am weitesten unten sind.

Das Eigenthumsrecht wird bei uns jetzt so verstanden, daß der Mensch ein Recht auf das hat, was er durch seine Arbeit erwirbt. Dies ist ein höchst civilisirter Begriff. Sonderbarer Weise ist er angeführt worden, um theoretisch zu beweisen, daß der Besitz von Land kein rechtmäßiger ist, weil der Mensch das Land nicht gemacht hat. Der Mensch kann keinerlei Produkt oder Geräth machen, ohne sich zuerst das Land anzueignen, so daß er sich Erz, Holz, Wolle, Baum-

wolle, Pelz oder anderes Rohmaterial verschaffen kann. Von jeher haben die Menschen das Land nur in Besitz genommen, um die Naturstoffe daraus zu gewinnen, welche ihr Gewerbfleiß verwenden kann. So geht, sowohl geschichtlich als logisch betrachtet, die Besitzergreifung der Arbeitsproduktion voran. Die Menschen im Naturzustand betrachteten und betrachten noch jetzt oft die Besitzergreifung als den besten Rechtstitel für das Eigenthum. Wie gewöhnlich ist ihre Logik richtig. Es ist am einfachsten und naturgemäßesten, daß eine Sache demjenigen gehört, der sie eine Zeitlang getragen, benützt und gehandhabt hat, so daß sie, so zu sagen, mit seiner Person zusammenhängt. Ich hörte einmal einen vierjährigen Knaben zu seiner Mutter sagen: „Nicht wahr, der Bleistift ist jetzt mein? Erst gehörte er meinem Bruder, aber ich habe ihn den ganzen Tag gebraucht!" Er folgte demselben Gedankengang wie seine barbarischen Vorfahren.

Der Privatbesitz von Land muß gestattet sein, weil zwei Menschen nicht denselben Laib Brod essen können. Wenn A ein Stück Land genommen hat und darauf arbeitet, um Brod zu gewinnen, so kann B nicht zur selben Zeit dasselbe Land zu demselben Zweck gebrauchen. Frühere Besitznahme ist der einzige Rechtsgrund, der mehr gilt, als überlegene Stärke.

Der Mensch ist nicht mehr ganz Thier, weil er gelernt hat, Kapital zu sammeln, Kapital zu brauchen, zu höherer Organisation der Gesellschaft fortzuschreiten, ein vollkommneres Zusammenwirken zu entfalten und so immer größere Macht über die Natur zu gewinnen. —

Es ist bemerkenswerth, daß alle Unzufriedenheit und alle Klagen über die Verschiedenheit der Menschenloose sich auf die Ungleichheit des Eigenthums, des Luxus und des Sinnengenusses beziehen, nicht auf Kenntniß, Tugend oder selbst körperliche Schönheit und Kraft. —

Der Zustand derjenigen, welche in weltlicher Beziehung die höchste Stellung einnehmen, darf uns niemals zum Maßstab dienen für das, was alle erreichen könnten und sollten. Es ist einfach unmöglich, daß wir alle die Stufe erreichen, welche die Besten von uns einnehmen.

Die Geschichte der Civilisation zeigt, daß das Menschengeschlecht keineswegs in fester und gleicher Phalanx vorwärts marschiert ist, sondern seinen Vortrab gehabt hat, seinen Nachtrab und seinen Troß. Noch heute bietet es uns dasselbe Bild. Von den civilisirtesten Nationen führt die Abstufung bis hinunter zu dem niedrigsten Typus der Barbarei. Auch wenn wir die Gesellschaft des civilisirtesten Staates zergliedern, wie wir sie zum Beispiel in einer der großen Städte vor Augen haben, wo man die höchsten Triumphe der Kultur feiert, so finden wir auch hier Ueberbleibsel der Barbarei und der niederen Kulturstufen. Diejenigen unter uns, welche von den Beschwerden des Lebens am wenigsten zu leiden haben und das Dasein unter den günstigsten Bedingungen genießen, sind nur ein Beispiel für das höchste Ziel, das der Mensch bis jetzt hat erringen können. Unmöglich können wir alle diesen Standpunkt erreichen, oder alle zusammen an der Spitze stehen; wollten wir aber diejenigen herunterstoßen, die den besten Erfolg und das größte Glück haben, so vereiteln wir gerade dadurch unsern Zweck am meisten. Ein Mensch, der befähigt ist, den ersten Platz einzunehmen, kann nur durch immer erneute Energie dahin gelangen; wer nicht von Rechtswegen in die vorderste Reihe gehört, wird seiner Sache wenig nützen, wenn er den Bessern mit Gewalt herunterzieht, in der Hoffnung dadurch höher zu steigen.

Man sagt oft, daß die große Masse der Menschen noch in Armuth, Unwissenheit und Rohheit begraben liegt. Vom historischen und sozial-wissenschaftlichen Gesichtspunkt wäre es richtiger zu sagen: Nur ein kleiner Theil des Menschengeschlechts hat sich bis jetzt, nach vieltausendjährigem Kampf, aus den Banden der Unwissenheit und Rohheit befreit. Durch diese einfache Berichtigung des allgemeinen Gesichtspunktes gewinnen wir einen höchst wichtigen Anhalt für die Beziehungen der Racen, Nationen und Klassen.

V. Kapitel.

Wollen wir stark sein, so dürfen wir nicht zu Viele sein.

Bei unserer modernen Auflehnung gegen die mittelalterlichen Begriffe von angeerbter Ehre und angeerbter Schande, sind wir zu weit gegangen; denn wir haben vergessen, die wirklich bestehende Abhängigkeit der Kinder von ihren Eltern mit in Betracht zu ziehen. Die Phrase von dem „Zufall der Geburt" ist uns geläufig, aber was soll sie denn eigentlich bedeuten? Wenn A sich B zur Frau nimmt, so ist es doch kein Zufall, daß er lieber B als C, D, oder irgend eine andere Frau genommen hat, und wenn nun A und B ein Kind X haben, so ist dessen Zusammenhang mit Vorfahren und Nachkommenschaft und seine Beziehungen zum Menschengeschlecht, als dessen Glied es von A und B geboren ist, durchaus nicht zufällig. Des Kindes Interesse bei der Frage, ob A hätte B oder C heirathen sollen, ist das allerwesentlichste, das sich denken läßt, und daß X als Sohn des A in die Welt gekommen ist und nicht als Sohn eines anderen Mannes, entscheidet sein Geschick.

Bei richtigeren Begriffen von diesen Dingen würde bald in der öffentlichen Meinung eine heilsame Veränderung der sittlichen Anschauung über Heirath und Verwandtschaft entstehen. Die moderne Richtung legt zu wenig Nachdruck auf die Verantwortlichkeit der Eltern, und obendrein hat unsere Gesetzgebung einigen Eltern, neben der Verantwortlichkeit für ihre eigenen Kinder, noch die für die Kinder anderer Leute aufgeladen.

Das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern ist das einzige, bei dem die Natur ein Opfer fordert; überall sonst herrscht die strengste Wechselwirkung. Die Eltern leisten jedoch an ihren Kindern Wiedererstattung für alles, was sie selbst von ihren Vorfahren geerbt haben, und sollten ihren Kindern dies Erbe von Rechtswegen vergrößert überliefern. Dieses Verhältniß drängt das Menschengeschlecht zu immer siegreicherem Kampf gegen die Natur. Sobald die Menschheit nachläßt im Angriff gegen die Beschwerden des Lebens, muß sie rückwärts gehen; einen Stillstand giebt es nicht. Nun bildet aber die Elternliebe ein starkes Motiv, das den Einzelnen treibt, sich den Beschränkungen des menschlichen Lebens zu widersetzen. Die Liebe zu Weib und Kind wird zum triftigsten Beweggrund für den sozialen Ehrgeiz, für persönliche Selbstachtung und höhere Lebensansprüche.

Man entsetzt sich wohl über den sogenannten Malthusianismus, aber Viele würden sich sehr schämen, wenn sie diese Lehre nicht in ihrem eigenen Leben befolgten. Unter rechtschaffenen Leuten trifft der strenge Tadel der öffentlichen Meinung Jeden, der eine Familie gründen wollte, ohne zuvor ein ordentliches Gewerbe, einen Beruf oder etwas gesammeltes Kapital zu haben, weil man voraussieht, daß die Frau dabei verkümmern müßte und die Kinder schmutzig, zerlumpt und verwahrlost umherlaufen. An der Lebensstellung, die ein Mann für sich und seine Familie erstrebt, kann man den Grad seiner Selbstachtung abmessen; nur muß er sich die Stellung selbst verdienen wollen und sie nicht etwa als ein Recht von seinen Nebenmenschen fordern. Verständige Menschen werden sich mit ihren Bedürfnissen immer innerhalb der Grenzen halten, welche durch die Nährkraft des Landes bedingt sind, und deren Ueberschreitung Hungersnoth, Pest und Krieg zur Folge hat. Hohe Lebensansprüche lassen sich aber nur bei beschränkter Bevölkerungszahl befriedigen, das heißt: wenn wir für die Menschen einen besseren Zustand erstreben, so dürfen ihrer nicht zu viele sein.

Die Menschen lassen sich noch heute, wie zu allen Zeiten, von Leidenschaft, Gefühl und Instinkt beherrschen. Nur wenige

Auserwählte des Geschlechts stehen bis jetzt so hoch, daß sie durch Vernunft und Gewissen die niederen Triebe bezähmen können. Die große Masse der Menschen mag den theuren Preis, den ein besserer Zustand kostet, nicht zahlen, denn dieser Preis kann in ein Wort zusammengefaßt werden — es heißt: Selbstbeherrschung.

So beschränkt sich denn das Ergebniß unseres Lebens im besten Falle meist darauf, daß wir unsern Lebensweg bis zu Ende gehen, unsere Schulden bezahlen, drei oder vier Kinder in den Stand setzen, zu einer ebenso guten Lage zu gelangen, als die ihres Vaters war, und so die Rechnung zum Abschluß bringen.

Die Ordnung der civilisirten Gesellschaft verlangt, daß wir alle von dem vorhandenen Kapital leben. Die, welche nur gerade ausgekommen sind, haben nichts von dem Kapital gesammelt, besitzen kein Eigenthumsrecht daran und können es daher ihren Kindern nicht hinterlassen. Wer Land besitzt, hat dafür sein Kapital hingegeben, welches in anderen Händen wieder zu gewerblichen Zwecken verwendet worden ist; — wie soll nun aber Jemand, der weder Land noch Kapital geerbt hat, seinen Lebensunterhalt verdienen? — Er muß mit seiner Arbeitskraft bei dem Zusammenwirken von Kapital und Land einstehen, um neuen Besitz zu erzeugen, und, um einen Antheil an dem vorhandenen Kapital zu erwerben, muß er in ein kontraktliches Verhältniß zu denen treten, welche es besitzen.

Der Kapitalist hat ohne Zweifel in dem ganzen Kampf um das Dasein einen großen Vortheil vor demjenigen voraus, welcher kein Kapital hat. — Man stelle sich zwei Menschen vor, die eine Last heben wollen: der eine hat einen Hebel, der andere muß direkt seine Hände brauchen; man denke an zwei, die den Boden bebauen, einer bedient sich seiner Hände oder eines Stockes, der andere hat ein Pferd und eine Pflugschar; zwei Männer kämpfen gegen ein wildes Thier; der eine hat nur einen Stein oder einen Stock, der andere eine gezogene Büchse; von zwei Kranken kann der eine reisen, sich ärztliche Hülfe, Licht, Luft, Wasser und Raum verschaffen,

während der andere dies alles entbehren muß! Das heißt aber nicht, daß der Vortheil des einen dem andern im Wege steht, sondern nur, daß, wenn beide der Natur ihre Lebensbedürfnisse abringen wollen, der Mann mit dem Kapital unendlich viel vor dem andern voraus hat. Wenn dem nicht so wäre, würde kein Kapital entstehen. Nur durch Selbstüberwindung wird Kapital gebildet, und wenn sein Besitz nicht hohe Vortheile und große Ueberlegenheit gewährte, so würden sich die Menschen niemals den Beschwerden unterwerfen, die sie durchzumachen haben, um es zu erlangen. Der Anfang der Kapitalbildung kostet bei weitem die größte Anstrengung und ihr Wachsthum erscheint zuerst erbärmlich langsam; ähnlich wie wir es beim Schneeball sehen, nimmt das Kapital zuerst sehr allmälig und dann mit erstaunlicher Schnelligkeit an Größe zu. Der Umstand, daß die Selbstüberwindung mit der Zeit eine immer kleinere Rolle dabei spielt, ist der Kapitalbildung auch sehr günstig; denn bliebe die Selbstüberwindung ebenso groß, während das Kapital wächst, so würde bald der Punkt kommen, auf welchem ein ferneres Sammeln keinen Zweck mehr hat. Wer Kapital besitzt, hat seine Zukunft gesichert, Muße gewonnen, die er zur Erwerbung anderer nützlicher und vortheilhafter Dinge verwenden kann, und er hat sich befreit von allem, was im Leben gemein und kleinlich ist. Daher ist der Besitz von Kapital ein unumgängliches Erforderniß für alle erziehlichen, wissenschaftlichen und sittlichen Güter. — Dies heißt nicht etwa, daß ein Mensch in den beschränktesten Umständen nicht ein guter Mensch sein kann. Es heißt nur, daß die Höhe und Ausbreitung aller sittlichen und geistigen Interessen des Menschengeschlechts von der Ausbreitung der Kultur abhängt, deren Haupterforderniß das Kapital ist, und daß, wer Kapital hat, an der höchsten Entwickelung seiner Zeit theilnehmen und mit ihr vorwärts schreiten kann. So kommt es denn, daß der Mensch, welcher seine Selbstüberwindung noch vor sich hat — wie gut auch seine Absicht sein mag — nicht demjenigen gleich sein kann, dessen Selbstüberwindung hinter ihm liegt. Einige scheinen zu meinen, daß das sehr ungerecht

sei, aber ihre Begriffe von Gerechtigkeit stammen aus unbestimmten inneren Gefühlen und nicht aus der Beobachtung der wirklichen Welt, wie sie geschaffen ist und besteht.

Der Grundsatz oder die Mahnung, zu welcher das Nachdenken über den Werth des Kapitals uns führt, ist dies: Erwirb Kapital! —

In einer Gemeinschaft, in welcher der Anspruch an das Leben hoch ist und die Bedingungen für die Produktion günstig, herrscht ein weiter Spielraum, innerhalb dessen der Einzelne Selbstüberwindung ausüben und Kapital gewinnen kann, ohne gerade dabei zu leiden, — wenn er nicht für eine Familie zu sorgen hat, — daß aber dazu überall Kraft, Muth, Ausdauer und Vorsicht nöthig ist, läßt sich nicht leugnen. Wer da glaubt, daß irgend ein Gut der Erde ohne diese Tugenden erworben wird, der kann ebenso gut an den Stein der Weisen oder den Jungbrunnen glauben. Wenn es ein Schlaraffenland gäbe, so würden seine Bewohner gewiß sehr schlaff und charakterlos sein.

Die, welche weder Kapital noch Land besitzen, haben unzweifelhaft ein stärkeres Klasseninteresse als die Landbesitzer und Kapitalisten. Wenn einer der letzteren ein Verschwender ist, verliert er seinen Vortheil. Wenn die Nicht-Kapitalisten ihre Zahl vermehren, so liefern sie sich den Landbesitzern und Kapitalisten in die Hände. Weil zu Viele Nahrung haben wollen, treiben sie den Zins des Landes in die Höhe; weil zu Viele Lohn haben wollen, müssen sie dem Kapitalisten eine große Menge Arbeitskraft für eine gegebene Menge Kapital liefern. Wenn einige aus der Klasse sparsam und vorsichtig sind und die anderen nichts zurücklegen und früh heirathen, so leiden die wenigen Klugen für die Thorheit der übrigen mit, weil sie nur den gerade gangbaren Lohn erhalten können, und wenn dieser niedrig steht, ist die Möglichkeit durch besondere Anstrengung Ersparnisse zu machen, sehr gering.

Eine Gesellschaft, die sich nur aus einer Klasse von armseligen Tagelöhnern und einer Klasse großer Kapitalisten zusammensetzt, hat es bisher noch nie gegeben; wahrscheinlich

ist eine solche Gesellschaft unmöglich, so lange die dritte Klasse, die der Landbesitzer, besteht und so lange sich zahlreiche Klassen von Kaufleuten, Banquiers und Männern der verschiedensten Berufsarten bilden. Wenn es denkbar wäre, daß die unbemittelten Arbeiter nicht mehr nach dem Erwerb von Kapital strebten, sondern gemeinen Genüssen und Leidenschaften fröhnten, ihre Zahl leichtsinnig vergrößerten und zu einer geschlossenen Kaste würden, dann könnte man sie mit Recht Proletarier nennen. Diese Benennung ist zwar von berufsmäßigen Arbeiter-Führern angenommen worden, aber sie sollte eigentlich als Schimpfname betrachtet werden. Wenn es ein solches Proletariat gäbe, so wäre es hoffnungslos der Willkür einer Klasse reicher Kapitalisten preisgegeben, und eine so organisirte Gesellschaft wäre weit schlimmer, als eine Gesellschaft, die nur aus Adligen und Leibeigenen besteht, und doch ist dies die schlimmste, welche die Geschichte der Neuzeit kennt.

So sehen wir überall, daß die Anzahl der Menschen und die Beschaffenheit der Menschen sich gegenseitig bedingen, und daß die Frage, ob wir mehr Menschen oder bessere Menschen haben sollen, gerade für die Klasse von höchster Wichtigkeit ist, welche weder Land noch Kapital besitzt. —

VI. Kapitel.

Willst Du gut versorgt sein, so sorge selbst für Dich!

Ueber das Verhältniß von Arbeit und Kapital ist zwar schon viel hin- und hergeredet worden, aber ohne daß die Erörterungen sehr fruchtbringend waren. Das kommt daher, daß man die Begriffe nicht deutlich genug erklärt und von bestimmten Rechten und Pflichten der Gesellschaftsklassen ausgeht, ohne doch deren Richtigkeit und Billigkeit zuvor genau zu prüfen. Wenn wir nun die Begriffserklärungen berichtigen und beschränken und die Voraussetzungen untersuchen, so wird sich herausstellen, was sich denn überhaupt über das Verhältniß von Arbeit und Kapital sagen läßt. Erklären wir denn zuerst die beiden Begriffe:

Arbeit bedeutet eigentlich Beschwerde, lästige Anstrengung, Verbrauch produktiver Kräfte.

Der Ausdruck wird zweitens bildlich gebraucht, als Sammelbegriff, um eine Gruppe von Personen zu bezeichnen, die weder Kapital noch Land besitzen, die aber in die industrielle Organisation eintreten, indem sie die Dienste ihrer Arbeitskraft anbieten, um dafür Mittel zum Lebensunterhalt einzutauschen. Diese Personen werden durch die Gemeinsamkeit des Interesses zu einer Gruppe oder Klasse vereinigt. Bei dem Ausgleich der verschiedenen Interessen wird ihr Interesse unzweifelhaft durch dasjenige anderer Gruppen beschränkt.

Drittens wird der Ausdruck „Arbeit“ für einen beschränkteren, sehr verbreiteten und landläufigen aber unrich-

tigen Begriff gebraucht, um eine Unterabtheilung von denen zu bezeichnen, welche davon leben, daß sie ihre Arbeitskraft in den Dienst der Gesellschaft stellen. Jeder ist ein Arbeiter, der nicht in Muße lebt. Eine Ausnahme hiervon könnten höchstens solche Diener des Gemeinwesens oder andere Personen bilden, die zwar arbeiten, aber nicht dafür bezahlt werden, eine Einschränkung, durch die wir sogleich von einer umfassenden und philosophischen zu einer rein technischen Erklärung des Begriffs „arbeitende Klasse" übergehen. Nun werden aber Kaufleute, Banquiers, Fachleute und alle diejenigen, deren Beschäftigung mehr geistiger als mechanischer Art ist, bei dieser dritten Bedeutung des Ausdrucks „Arbeit" vollständig ausgeschlossen. Daraus folgt, daß diese landläufige und technische Bezeichnung für eine Gruppe von Arbeitern gilt, die ihre Interessen von denen anderer Arbeiter trennen. Ob Landwirthe in dem Begriff von „Arbeit" in diesem dritten Sinne eingeschlossen sind, habe ich nicht herausfinden können, es scheint dies zu wechseln, je nach dem Interesse der Betheiligten.

1. Kapital ist jedes Erzeugniß der Arbeit, das benutzt wird, um die Produktion zu fördern.

2. Der Ausdruck wird aber auch bildlich gebraucht als Sammelbegriff für die Personen, welche Kapital besitzen und welche in die industrielle Organisation eintreten, um zu ihrem Lebensunterhalt Nutzen aus dem Kapital zu ziehen, das sie zu diesem Zwecke gegen produktive Arbeit austauschen müssen. Diese Personen bilden auch eine Gruppe oder Klasse, obgleich sie nicht durch solche Gemeinsamkeit des Interesses vereinigt werden, wie die Arbeiter. Bei dem Ausgleich der verschiedenen Interessen wird das Interesse dieser Gruppe unzweifelhaft durch das Interesse anderer Gruppen beschränkt.

3. Kapital wird indessen auch in einem unbestimmten aber weit verbreiteten Sinne gebraucht, der schwer zu erklären ist. In diesem Sinne scheint es im Allgemeinen die Arbeitgeber zu bedeuten, aber nur solche, welche Arbeitgeber im Großen sind. Wer nur Diener zu häuslichen Zwecken verwendet, ist in den Begriff nicht eingeschlossen,

ebenſowenig wie die, welche Kapital beſitzen, es aber ausleihen und nicht direkt Leute anſtellen, um es zu verwerthen.

Da wir nun geſehen haben, daß ſowohl „Kapital“ als „Arbeit“ in drei verſchiedenen Bedeutungen gebraucht wird, von denen die eine unbeſtimmt und zweifelhaft iſt, ſo läßt ſich leicht denken, daß die endloſen und unfruchtbaren Verhandlungen, denen hier Thür und Thor geöffnet iſt, jeden wahrhaft logiſchen Kopf zurückſchrecken müſſen.

Um der Sache auf den Grund zu gehen, und ſie in ihrer wahren Bedeutung zu erfaſſen, wollen wir hier nun die techniſchen und volkswirthſchaftlichen Bezeichnungen bei Seite laſſen, wir wollen die Worte „Kapital“ und „Arbeit“ nur in ihrem eigentlichſten Sinne anwenden, nach der erſten Erklärung, die in obigem von beiden Begriffen gegeben worden iſt. Wenn wir dagegen die in der zweiten Erklärung erwähnten Perſonen meinen, bedienen wir uns der Ausdrücke „Arbeiter“ und „Kapitaliſten“.

Der ganze Streit dreht ſich hauptſächlich um die Kolliſion des Intereſſes der Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Von mancher Seite wird behauptet, daß ihre Intereſſen identiſch ſind, daß beide an demſelben Unternehmen Theilhaber ſind u. ſ. w. Dieſe Redensarten entſpringen aus der ganz natürlichen Neigung, die erfreulichen und ermuthigenden Seiten des geſellſchaftlichen Zuſtandes hervorzuheben und die unbequemen ſo wenig als möglich zu beachten. Es wird richtiger ſein, zu unterſuchen, wie ſich die Sache wirklich verhält, weil wir dadurch ſchließlich unſern Zweck am beſten erreichen.

Wenn Arbeitgeber und Arbeitnehmer zuſammen einen Vertrag eingehen, ſo ſind ihre Intereſſen in mancher Beziehung entgegengeſetzt, in anderer gemeinſam, wie das immer der Fall iſt, wenn es ſich um Nachfrage und Angebot handelt. Wenn Johann ſein Tuch gegen Jakobs Weizen eintauſcht, ſo iſt es Johanns Intereſſe, daß das Tuch gut und brauchbar aber nicht zu reichlich iſt. In Jakobs Intereſſe dagegen liegt es, daß der Weizen gut und brauchbar aber nicht zu reichlich iſt und daß das Tuch gut und reichlich iſt. Alle

Menschen haben ein gemeinsames Interesse daran, daß alle Sachen gut sind und alle reichlich vorhanden, außer der einen Sache, die Jeder produzirt.

Es liegt im Interesse des Arbeitgebers, daß das Kapital gut aber rar ist und die Arbeitskraft gut und reichlich. Für den Arbeiter dagegen ist es wichtig und geradezu sein Ideal, wenn wenige sich in die vorhandene Arbeit theilen und sie gut verrichten. Daß Arbeitgeber und Arbeitnehmer Teilhaber bei einem Unternehmen sind, ist nur eine täuschende Phrase, die auf keiner Tatsache im industriellen System beruht.

Arbeitgeber und Arbeitnehmer machen einen Vertrag unter den besten Bedingungen, über welche sie sich vereinigen können, gerade so wie Käufer und Verkäufer, Ausleiher und Borger, Miether und Vermiether. Ihr gegenseitiges Verhältniß wird daher durch das allgemeine Gesetz von Nachfrage und Angebot geregelt. Der Arbeitgeber übernimmt die Leitung des Geschäfts und alles Risiko, denn das Kapital muß sich bei dem industriellen Prozeß verzehren, und ob es in dem Produkt wieder zum Vorschein kommt, oder nicht, hängt von dem richtigen Urtheil und der Umsicht ab, mit welcher Kapital und Arbeit verwendet worden sind. Durch das Lohnverhältniß schließen Arbeitgeber und Arbeiter den Vertrag auf bestimmte Zeit; letzterer erfüllt diesen, wenn er während der Zeit den Befehlen gehorcht und mit dem Kapital so verfährt, wie er soll. Er ist daher frei von aller Verantwortlichkeit, Gefahr und Spekulation. Daß dies für ihn im ganzen und in den meisten Fällen die vortheilhafteste Einrichtung ist, versteht sich von selbst. Leute, die ein Gehalt beziehen und Lohnarbeiter, sind genau in der gleichen Lage, nur daß die ersteren gewöhnlich besondere Geschicklichkeit erlangt oder eine Ausbildung genossen haben; dies erfordert fast immer eine Kapitalanlage, und deshalb ist die Zahl ihrer Mitbewerber geringer. Aerzte, Advokaten und andere, die Honorar bekommen, lassen sich nach dem Stück bezahlen. Alle müssen sich wegen ihres Unterhalts und ihrer Werkzeuge an das vorhandene Kapital wenden.

Die erste und einfachste Art, um Eintracht und Zusammenwirken unter den Menschen zu erzielen, ist die Genossen-

ſchaft; ſie paßt jetzt am beſten für die Lage und den Zuſtand der Arbeitnehmer. Früher bildeten die Arbeitgeber ſogenannte Gilden, um ein gemeinſames Handeln in gemeinſamem Intereſſe zu bewirken. Sie haben dieſe Art der Verbindung aufgegeben, weil es jetzt beſſere giebt. Briefwechſel, Reiſen, Zeitungen, Zirkulare und Telegramme bringen den Arbeitgebern und Kapitaliſten die Nachrichten, deren ſie bedürfen, um ihre Intereſſen zu wahren. Die Verbindung zwiſchen ihnen iſt eine ſelbſtverſtändliche, maſchinenmäßige, nicht an Formen und Regeln gebundene; ſie iſt aber deshalb nur um ſo ſtärker, denn verſtändige Männer, welche ſich zu denſelben Grundſätzen der Klugheit bekennen und von denſelben Umſtänden unterrichtet werden, verfolgen eine ähnliche Handlungsweiſe und bewahren doch dabei die Freiheit, Leichtigkeit und Beweglichkeit ihrer perſönlichen Unabhängigkeit.

Für dieſe höhere Art und Weiſe des Zuſammenhangs haben die Arbeitnehmer bis jetzt noch nicht die nöthige Muße, auch gehört Kapital dazu, um die Bande eines gemeinſamen Handelns in höheren Formen zu knüpfen. Ueberdies iſt ohne Zweifel mit dem Lohnverhältniß, durch welches der Arbeiter von aller Verantwortlichkeit für die Leitung des Geſchäfts befreit wird, der Nachtheil für ihn verbunden, daß er keine Ueberſicht über den Gang der Induſtrie erlangt, und, nicht wie andere Klaſſen, Pläne zu ſeinem eigenen Vortheil entwirft. Die Arbeitnehmer ſind ganz beſonders auf verbundenes Handeln angewieſen, und die Klugheit einiger bringt allen Nutzen, während die Arbeitgeber in allem, außer den allgemeinſten Klaſſenintereſſen, meiſt durch Eiferſucht und Stolz von einander getrennt ſind. Wenn eine Konkurrenz der Kapitaliſten wegen ihres Gewinnes entſteht, ſo ziehen die Arbeiter daraus Nutzen. Wenn eine Konkurrenz der Arbeiter wegen ihres Lebensunterhalts entſteht, ſo ziehen die Kapitaliſten daraus Nutzen. Alle Verſuche, ſich gegenſeitig zu übervortheilen ſind ganz vergeblich. Wenn die Arbeitgeber ihr Kapital aus dem Geſchäft ziehen, um den Lohn herabzudrücken, geht ihr Gewinn verloren; wenn die Arbeitnehmer ſich von der Konkurrenz zurückziehen, um den Lohn zu erhöhen, müſſen ſie verhungern.

Der Vortheil, der aus Kapital und Arbeit fließt, muß beiden Theilen zu Gute kommen; doch können die Arbeitgeber, wenn sie den Gang von Industrie und Handel mit Scharfsinn beobachten und ihren Kredit auf geschickte Weise gebrauchen, sich auf eine Zeitlang außerordentlichen Gewinn verschaffen. Hauptsächlich erlangen sie diesen Gewinn aber, weil die Arbeitnehmer nicht denselben Scharfsinn anwenden, sondern einfach weiter arbeiten und auf die langsame und allmälige Entwickelung des industriellen Systems warten, indessen der Arbeitgeber die aufeinander folgenden Perioden der Produktion voraussieht und gleichzeitig zu benutzen versteht. Bei einem redlichen Vertrage müssen stets beide Theile auf ihren Nutzen bedacht sein; wenn aber der eine Theil gut berichtet ist und der andere schlecht, so ist ersterer natürlich im Vortheil.

Die Lehre, daß die Interessen sich ausgleichen, wenn man ihnen freies Spiel läßt, kann niemals so zu verstehen sein, daß wer sein Interesse vernachlässigt, doch zu seinem Recht gelangt.

Wenn die Arbeitnehmer sich zu einer Genossenschaft vereinigen, ergreifen sie das beste und rechtmäßigste Mittel, um ihre Interessen zu wahren. Der Einzelne ist nicht in der Lage sich so frei entwickeln zu können, wie es für ihn vortheilhaft wäre. Ohne Zweifel ist dies ein Verlust für die Bessern, und eine individuellere Entwickelung muß erstrebt und erhofft werden als ein großer Gewinn. Unterdessen läßt sich eine billige Ausgleichung des Lohnverhältnisses auf dem Arbeitsmarkt nur erzielen, wenn das Interesse der Arbeiter gehörig vertreten ist, und das geschieht für jetzt am besten durch Arbeitergenossenschaften. Ueber den Arbeitsmarkt, mit seinem Steigen und Fallen der Löhne und den Schwankungen in den verschiedenen Distrikten und Gewerben, erstatten die Zeitungen bis jetzt nur im Interesse der Arbeitgeber Bericht. Eine neue Vertheilung der Arbeiter, sowohl nach dem Ort als nach dem Gewerbe — soweit letzteres möglich ist — wäre bisweilen eine nützliche und rechtmäßige Methode der Lohnerhöhung.

Während der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts waren die Gewerbe in England gezwungen, sich den Lohn zu er-

kämpfen, der ihnen nach dem Stand des Arbeitsmarktes eigentlich zukam, den sie aber, wegen der alten noch bestehenden Ueberlieferungen und Einschränkungen, ohne förmlichen Kampf nicht erlangen konnten.

Da entstand die Meinung, daß Arbeitseinstellung eine Erhöhung des Lohnes herbeiführen könne, und nachdem einige derartige Versuche geglückt waren, befestigte sich diese Ansicht mehr und mehr, ohne daß dabei auf den jeweiligen Stand des Arbeitsmarktes Rücksicht genommen wurde. In den letzten dreißig oder vierzig Jahren läßt sich in England und den Vereinigten Staaten kaum ein Beispiel finden, daß ein solcher Streik den erwünschten Erfolg gehabt hätte. Es wird dabei immer Kapital verschwendet und die Produktion gehemmt, so daß der Lohn naturgemäß niedriger werden muß, als es sonst der Fall gewesen wäre. Selbst wenn der Streik glückt, entsteht die Frage, ob nicht auch ohne denselben innerhalb einer gegebenen Zeit eine ebenso große oder größere Lohnerhöhung erzielt worden wäre.

Trotzdem ist ein Streik als letztes Auskunftsmittel gerade so rechtmäßig wie der Krieg; denn ein Krieg ist er, im wahren Sinne des Wortes. Auch kann man nicht genug betonen, daß die, welche ihre Zuflucht dazu nehmen, wohl überlegen sollen, welche große Verantwortlichkeit sie auf sich laden, und daß ihre Handlungsweise nur durch besondere Umstände gerechtfertigt werden kann. Ich glaube nicht, daß eine Arbeitseinstellung des Lohnes wegen je vortheilhaft ist, aber nirgends ist wohl der schließliche Erfolg eine so sichere Probe, ob der Kampf gerechtfertigt war oder nicht, als bei einem Streik wegen Lohnerhöhung. Bleiben die Arbeiter Sieger, so ist das ein Beweis, daß sie im Recht waren, unterliegen sie dagegen, so thaten sie unrecht den Streik zu unternehmen. An ihrem Sieg erkennt man, daß der Arbeitsmarkt günstig für sie ist, an ihrer Niederlage, daß er zu ihren Ungunsten steht. Es liegt in der menschlichen Natur, daß Jemand, dessen Einkommen gesteigert wird, froh und zufrieden darüber ist, obgleich er vielleicht im selben Augenblick noch mehr erhalten könnte, wenn er es begehrte. Der

Mann dagegen, dessen Einkommen verringert wird, ist unzufrieden und ärgerlich und stellt daher die Arbeit gerade zu einer Zeit ein, die seinem Zweck ungünstig ist.

Ein Streik ist aber in der Industrie überhaupt kein so seltenes Vorkommniß als man glauben mag. Käufer unternehmen ihn, wenn sie sich weigern, Waaren zu kaufen, deren Preis gestiegen ist. Entweder bleibt der Preis ebenso hoch und sie lernen mit der Zeit die Artikel entbehren, oder der Preis sinkt, und sie kaufen wieder. Miether machen einen Streik, wenn die Hausmiethen ihnen zu hoch sind. Sie suchen dann kleinere Wohnungen, bis das Verhältniß wieder ausgeglichen ist. Wer borgen will, verfährt ebenso, wenn der zu bezahlende Zins des Kapitals zu hoch ist, als daß noch ein Profit für ihn herauskommt. Arbeiter können die Arbeit einstellen und auswandern, oder bei uns, in Amerika, sich auf den Landbau werfen. Diese Art des Streiks ist eine verständige Anwendung rechtmäßiger Mittel und hat immer Erfolg. Gewaltthätige Streiks gegen Arbeitgeber oder andere Arbeitnehmer stehen natürlich ganz außer Frage.

Arbeitervereine sind gut und nützlich und vielleicht auch nothwendig; sie können auf rein volkswirthschaftlichem Wege viel thun, um den Lohn zu erhöhen, können nützliche Belehrung verbreiten, den Gemeingeist stärken und die ganze Klasse in der öffentlichen Meinung heben. Bisher sind sie vielfach mißbraucht worden; besonders hier zu Lande ist die Gefahr groß, daß sie von politischen Projektenmachern benutzt werden, und dieser Umstand schadet ihrem Ansehen sehr, gerade bei den besten Arbeitern.

Es bestehen in volkswirthschaftlicher Hinsicht noch viele irrthümliche Begriffe, sowohl bei Arbeitern als bei Kapitalisten. Wenn man glaubt, daß man den Lohn erhöhen kann durch schlechte Arbeit, Zeitverschwendung, Vergeudung von Material und dadurch, daß man in der festgesetzten Zeit so wenig wie möglich leistet, so ist das gerade so verkehrt als die Ansicht, daß eine Lohnerhöhung stattfinden kann, wenn man einen Schutzzoll auf allerlei Kleidung, Möbel, Töpferwaaren, Betten, Bücher, Feuerung, Geräthschaften und Werkzeuge legt. Das

eine entwerthet die Dienste, die für das Kapital geleistet werden, und das andere entwerthet das Kapital, das man für die Dienste erhält.

Die Arbeitervereine bedürfen der Entwickelung, Verbesserung und Vervollkommnung, aber die Mitglieder sollten selbst dafür sorgen. Wenn die Arbeiter kein Bedürfniß nach solchen Einrichtungen haben, so wird die Gönnerschaft anderer Leute, die sie ihnen bringen wollen, mehr Schaden als Nutzen stiften. Besonders sollten die Arbeitervereine danach streben, die vielen wichtigen Pflichten selbst zu übernehmen, deren Erfüllung wir jetzt der Oberaufsicht der Regierung überlassen, die doch dem Bedürfniß nicht gerecht werden kann. Sicherung der Maschinenarbeiter gegen Unfälle, Ventilation und gesundheitliche Vorrichtungen in den Fabriken, besondere Vorsichtsmaßregeln bei gefährlicher Fabrikation, Arbeitsstunden für Frauen und Kinder, Feststellung des Alters der Kinder, die zur Arbeit herbeigezogen werden dürfen, Sonntagsarbeit, die Zahl der Arbeitsstunden — diese und ähnliche Angelegenheiten sollten so organisirt werden, daß sie unter der Kontrolle der Arbeiter selbst stehen. Ich spreche hier natürlich von Arbeitern, die freie Männer in einem freien Staate sind. Brauchen sie Schutz, so sollten sie sich selbst beschützen, so wie ihre eigenen Frauen und Kinder, für deren Wohl sie zu sorgen haben.

Wenn ein einzelner Arbeiter nicht kühn genug ist, gegen ein Unrecht zu protestiren, das den Arbeitern geschieht, so könnte ein Vertreter des Arbeitervereins dies doch füglich im Namen der Genossenschaft thun.

Hier tritt ein großes und wichtiges Bedürfniß zu Tage, und anstatt passende und angemessene Mittel zu gebrauchen, um es zu befriedigen, lassen wir Volksredner darüber sprechen, öffentliche Beamte Beschlüsse fassen und Regierungs-Inspektoren ihr Gehalt beziehen, während wenig oder nichts geschieht.

Ich habe gesagt, daß Arbeitervereine gut und nützlich sind und vielleicht auch nothwendig, aber eigentlich sind sie in Amerika eine ausländische und importirte Einrichtung, die sich in England entwickelt hat und für die dortigen Verhält-

nisse paßt. Die Arbeitervereine gedeihen auch hier nicht so gut wie in einer für sie ansprechenden Umgebung, sie bedürfen besonderer Unterstützung und Fürsorge. Zwei Dinge stehen ihnen hier im Wege; erstens die große Beweglichkeit unserer Bevölkerung und zweitens die persönliche Selbständigkeit des amerikanischen Arbeiters. Wenn ein Arbeiterverein stark sein soll, so muß er aus Leuten bestehen, welche zusammen aufgewachsen sind, einander persönlich genau kennen und vertrauen, dieselben Lehren befolgen und unter denselben Verhältnissen und für die gleichen Interessen weiter leben wollen. In diesem Lande, wo die Arbeiter häufig und mit Leichtigkeit den Wohnsitz wechseln, fehlt es den Arbeitervereinen an Einigkeit und Festigkeit. Auch ist es keine zu übersehende Thatsache, daß die Vereine in schweren Zeiten stets abnahmen; nur wenn es den Leuten wohl ging, erlaubten ihnen ihre Mittel, die Vereine beizubehalten als eine Art gesellschaftlichen Luxus. Als die Zeit kam, da der Verein nützen sollte, hörte er auf zu sein.

Ferner ist die Stellung des amerikanischen Arbeiters auf dem Arbeitsmarkt so stark und unabhängig, daß er den Verein nicht braucht. Er steht dem Punkt, auf welchem persönliche Freiheit die Vortheile der Genossenschaft ersetzt, näher als jeder andere Arbeiter, so ist ihm denn die Vereinigung weit eher ein Hemmniß als eine Hülfe, besonders wenn er ein guter Arbeiter ist. Wäre nicht der aus England stammende Gedanke, daß Arbeitervereine den Arbeitern nützlich sind, jetzt zu einem Glaubensartikel geworden, so ist es sehr zweifelhaft, ob amerikanische Arbeiter überhaupt finden würden, daß die Arbeitervereine für sie irgend welchen Zweck haben, außer wenn sie sich so organisiren lassen, daß sie den oben erwähnten Bedürfnissen dienen.

Sobald irgend etwas nicht geht, wie es soll, wendet man sich nach alter Gewohnheit an den Gemeinderath, an obrigkeitliche Kommissionen oder Inspektoren; aller Erfahrung zum Trotz scheint das öffentliche Vertrauen in diese Hülfe unerschütterlich zu sein. Bei den englischen Liberalen war gegen Mitte dieses Jahrhunderts der Begriff der Freiheit so

entwickelt und befestigt, daß sie die Selbstverwaltung in hohem Grade begünstigten. Sobald sie jedoch die Gewalt in Händen hielten, haben sie bei den vielen Reformen, die sie durchzuführen hatten, stets zur Staatshülfe gegriffen. In den Vereinigten Staaten ist die herrschende Partei immer für Staatshülfe, während die schwächere Partei die Selbstverwaltung begünstigt. Das System der Staatshülfe erreicht aber nie die Ziele, nach welchen es strebt, und früher oder später muß es in sich selbst zusammenfallen. Die Anschauung, daß es Sache der Obrigkeit ist, die Dinge zu reguliren, steht in schroffem Gegensatz zu der Ansicht, daß bei einem Konflikt der Interessen freier Männer die Dinge sich von selbst reguliren. Wenn man die Menschen lehrt, sich auf die Sorge und Hülfe von Regierungs-Inspektoren zu verlassen, können keine freien Institutionen unter ihnen bestehen und sie werden niemals zur Selbständigkeit erzogen. Während der letzten drei Jahrhunderte haben wir nach immer größerer persönlicher Freiheit gestrebt, als nach der ersten Bedingung allgemeiner Wohlfahrt; war dies ein gänzlicher Irrthum, dann müssen wir zum diktatorischen Regiment zurückkehren mit seiner Zucht und seiner Gewalt; aber eine Mischung von Selbständigkeit und Abhängigkeit führt zu nichts Gutem.

Ich habe in den letzten zehn Jahren sehr viele Abhandlungen gegen die Arbeitgeber gelesen und eine Menge Klagen über das Unrecht, das den Arbeitern geschieht. Nirgends habe ich gesehen, daß Jemand den Arbeitgeber in Schutz genommen hat; Niemand wagt es auszusprechen, daß er nicht ein Freund des armen Mannes ist, Niemand wagt es für die Sache des Arbeitgebers einzutreten! — Sehen wir aber einmal der Wahrheit ins Antlitz! —

Es gibt schlechte, harte, widerwärtige Arbeitgeber, es gibt liederliche und nachlässige Arbeiter, und zwar verhältnißmäßig gerade so viel von der einen wie von der andern Sorte. Die Arbeitgeber der Vereinigten Staaten, als Klasse betrachtet und mit den gehörigen Ausnahmen, haben vor ihren Arbeitern im ganzen nichts voraus; sie könnten sie nicht be-

drücken, wenn sie auch wollten. Wenn man gute und schlechte Zeiten zusammen nimmt, so sind die Arbeiter im Vortheil. Die Arbeitgeber wünschen in jeder Hinsicht das Wohlergehen der Arbeiter und würden jeder Beschwerde abhelfen, von der sie Kenntniß erhalten; sie ziehen die Umstände und Interessen der Arbeiter in Betracht, selbst wenn es für ihren eigenen Vortheil geboten scheint, die Werkstätten zu schließen oder die Arbeitszeit zu verkürzen. Sie nehmen lieber Gefahr und Sorge auf sich, als in schlechten Zeiten die Arbeiter zu entlassen. Die ganze Klasse der Besitzenden ist voll Theilnahme für jede Art der Noth und des Leidens. Ihre Bereitwilligkeit zu helfen ist vielleicht zu groß, ihr Eifer sollte geregelt und nicht angetrieben werden. Sie geben weit eher ihr Kapital übereilt fort, als daß sie damit geizen, wenn ein Unglücksfall ihnen zu Ohren kommt. Sie freuen sich, wenn es Jemand gelingt, seine Stellung zu verbessern und stehen ihm mit Rath und Belehrung bei, wenn er es wünscht. Wer Hülfe braucht und sie verdient, weil er versucht sich selbst zu helfen, kann sicher sein, Mitgefühl, Ermuthigung und Beistand bei denen zu finden, die in besserer Lage sind.

Wenn diese nun gar zu ihm in dem Verhältniß von Arbeitgeber zu Arbeitnehmer stehen, so gewährt diese Verbindung noch einen besonderen Anspruch und wird als solcher anerkannt.

VII. Kapitel.

Alte Feinde mit neuen Gesichtern.

Die Geschichte des Menschengeschlechts ist eine lange Reihe von Versuchen gewisser Personen und Klassen, die Staatsgewalt in ihre Hände zu bekommen und sich auf Kosten Anderer weltliche Vortheile zu verschaffen. Die Regierung hat es im Grunde hauptsächlich mit zweierlei zu thun, mit dem menschlichen Eigenthum und der Ehre der Frauen; diese soll sie gegen das Verbrechen schützen. Das Kapital, welches, wie wir gesehen haben, die Bedingung aller Wohlfahrt auf Erden, eine Sicherung des Daseins und ein Mittel des Fortschritts ist, wird zum Gegenstand der Habgier. Es giebt Leute, die es besitzen möchten, ohne dafür den Preis des Fleißes und der Sparsamkeit zu zahlen. In alten Zeiten brauchten sie Gewalt, sie bildeten Räuberbanden und plünderten Handwerker und Kaufleute aus. Außerdem bedienten sie sich eines Raubsystems, welches darin besteht, daß man sich Macht über die bürgerliche Organisation, den Staat, verschafft, um unter dem Deckmantel seiner Poesie und Romantik der Räuberei einen Anstrich von Gesetzmäßigkeit zu geben. Jene Gewalthaber verbreiteten hochgeschraubte Theorien von Nationalität, Patriotismus und Unterthanentreue; sie nahmen für sich allen Rang, allen Ruhm, alle Macht und allen Glanz der großen bürgerlichen Organisation, sowie alle Rechte, und auf die Andern wälzten sie die Lasten und Pflichten. Ohne Zweifel war das Lehnswesen in jener Zeit ein Band, durch welches die Ueberreste einer sich auflösenden Gesellschaft zusam-

mengehalten wurden, aber als man anfing, die modernen Könige im Lichte des römischen Gesetzes zu betrachten und als aus den Lehnsherren die Aristokratie des Hofes wurde, da verlor der Lehnsadel seinen eigentlichen Zweck.

Die Haupterscheinung der Neuzeit ist das Wachsthum der Bürgerklasse aus den Städten des Mittelalters, sowie die Anhäufung des Reichthums, der sich bald auf Grund der früher von Rang und Geburt behaupteten sozialen Stellung mancherlei Uebergriffe erlaubte. Die Mittelklasse hat gegen den Erbadel um ihre Rechte kämpfen müssen, und erst im Laufe von drei oder vier Jahrhunderten ist es ihr allmälig gelungen, durch besondere Institutionen die Rechte der Person und des Eigenthums gegen die Willkürherrschaft der Fürsten und Adligen zu schützen.

Seinerseits ist jetzt der Reichthum eine Macht im Staate geworden und ist wie jede andere Macht zu Uebergriffen geneigt, wenn er nicht durch rechtzeitigen Einhalt und Vorkehrungen im Zaum gehalten wird. Es giebt einen Uebermuth des Reichthums, wie es einen Uebermuth des Ranges giebt. Eine Geldherrschaft könnte weit schlimmer sein, als eine Adelsherrschaft. Die Aristokraten haben immer die Laster und die Tugenden ihrer Klassen besessen, sie haben sich, als Klasse, der Ausschweifung und der Spielwuth schuldig gemacht, haben dagegen Lüge und Diebstahl verachtet; sie haben ihre Ehre stets hoch und rein halten wollen, wenn sie auch durch ihr einseitige Auffassung des Begriffs und Gesetzes der Ehre mancherlei Aergerniß gaben. Die Mittelklasse hat dagegen Spiel und Ausschweifung immer verabscheut, aber sie ist der Wahrheit und Redlichkeit in Geldsachen nicht stets treu geblieben. Daß es für kaufmännische Ehre einen Maßstab, ein Gesetz giebt, das ganz ebenso hoch und rein ist, als irgend ein militärisches Ehrengesetz, läßt sich nicht bestreiten, aber es wurzelt nicht in langjährigem Herkommen und ihm fehlt die Mitwirkung und Unterstützung einer großen und einflußreichen Gesellschaft. Das Feudalgesetz hat Jahrhunderte lang ein edles Geschlecht von Männern auferzogen und eine Kaste gebildet. Das kaufmännische Gesetz hat das noch nicht

gethan, aber die wohlhabende Klasse hat versucht, sich entweder mit der feudalen Klasse zu mischen, oder derselben nachzustreben.

Die Folge davon ist, daß der Reichthum sich zu einer Macht entwickelt hat, während es ihm noch an moralischer und gesellschaftlicher Kräftigung fehlt, die ihn innerhalb seiner Grenzen hält. Eine Geldherrschaft wäre eine bürgerliche Organisation, bei welcher der Reichthum die Gewalt in Händen hielte, jeder alles haben könnte, was er kaufen kann, und die Rechte, Interessen und Wünsche derer, die nicht bezahlen können, unberücksichtigt blieben.

Es läßt sich nicht verkennen, daß die Geldherrschaft bei allen civilisierten Regierungen an Ansehen gewinnt.

Seit fünfzig Jahren hat die Macht des Reichthums in dem englischen Haus der Gemeinen beständig zugenommen. Die heutige französische Republik entwickelt denselben Geist und fördert die Geldmacht auf alle Weise. In den Vereinigten Staaten sind viele Lehren in Bezug auf die Geldherrschaft so allgemein gültig wie nirgend sonst. Der Satz, daß Jeder beinah auf alles ein Recht hat, was er bezahlen kann, gilt hier mehr für ausgemacht, als anderswo. Der Aristokratie ist es bisher noch am besten gelungen, die Geldmacht in ihren Grenzen zu halten, denn Geburt und Rang üben noch immer einen großen Zauber aus. Das gesellschaftliche Ansehen der Aristokratie hat viel Gewalt über die Geldmenschen und besonders über ihre Frauen und Töchter. Daraus ist schon jetzt entstanden, daß eine Klasse von Reichen heranwächst, auf welche die alten Spöttereien in den Romanen und auf der Bühne über die Parvenüs durchaus nicht mehr passen. Es sind Leute, die auf der Höhe der Zeit stehen, mit welchem Maßstab man sie auch messen mag. Ein solches Zusammenwirken der sozialen Kräfte würde in der That zu der erfreulichsten Lösung eines Problems der neueren Gesellschaft führen, wenn die Kraft der Aristokratie der Größe der Aufgabe gewachsen wäre. Wenn der Feudal-Adel, oder seine modernen Vertreter, die in Wirklichkeit nichts weniger als feudal sind, die Anmuth und Eleganz, den Anstand und die Bildung der

Vergangenheit in die neue Aera mit hinübernehmen und sie den neuen Herren der Gesellschaft überliefern könnten, so wäre der Gesellschaft sicherlich weit mehr damit gedient, als mit dem vollständigen Bruch zwischen Vergangenheit und Gegenwart, wie wir ihn in der französischen Revolution sehen. Die sogenannten Radikalen, die grundsätzlich alle ererbten gesellschaftlichen Begriffe und Unterschiede angreifen, leisten der Civilisation durchaus keinen Dienst. Die Gesellschaft kann zwar die Patrizier entbehren, nicht aber die patrizischen Tugenden.

Im Hinblick auf die Gefahren, die uns von der Geldherrschaft drohen, erfordert die Aufgabe, die vor uns liegt, neue Grundlagen und eine frische Zufuhr von moralischer Kraft und Tugend für das soziale Ganze. Es ist doch sicherlich nichts Neues für uns, daß die Menschen begehrlich sind, daß sie sich habgierig, selbstsüchtig und tyrannisch zeigen, sobald sie es können. Die Reichen versuchen nur jetzt zu thun, was Generale, Adlige und Priester vormals gethan haben — sie wollen sich der Staatsgewalt bemächtigen, um die Rechte Anderer zu ihrem Vorteil beugen zu können. Was uns noth thut, ist die Thatsache anzuerkennen, daß wir wieder denselben alten Feinden gegenüber stehen — den Lastern und Leidenschaften der menschlichen Natur. Wir müssen den neuen Feinden entgegentreten, wie dies bei den alten geschah — durch gesetzliche Einrichtungen und Bürgschaften. Das Problem der bürgerlichen Freiheit erneuert sich fortwährend, und einmal gelöst erscheint es bald wieder in anderer Form. Die alten verfassungsmäßigen Bürgschaften waren alle gegen die Macht des Königs und des Adels gerichtet; neue müssen ersonnen werden, damit der Reichthum jene Verantwortlichkeit fühlen lernt, ohne welche keine Macht sich mit der Freiheit verträgt.

Das Hauptbedürfniß scheint zu sein, daß die, welche Beschwerden haben, sich enger mit einander verbinden, um besser zusammen zu wirken. Bei eigener innerer Verwaltung ist ein solches Zusammenwirken eine fortwährende Nothwendigkeit, und wenn die Bürger eines freien Staates die Fähigkeit ver-

lieren, gemeinsam ihr eigenes Interesse zu fördern oder zu vertheidigen, so verdienen sie ihre Leiden. Sobald ein solcher Zustand sich festsetzt, treten natürlich politische Marktschreier auf, um durchgreifende Maßregeln vorzuschlagen, die sie mit Rednerkünsten und in Zeitungsartikeln anpreisen und ihre große politische Wirkung rühmen. Ihre Maßregeln würden aber allen unseren Ordnungen entgegen laufen, sie würden das Kapital zerstören, den Kredit vernichten und die wesentlichsten Interessen der Gesellschaft schädigen. Ein solcher politischer Mechanismus gewährt keine hoffnungsreichen Aussichten, sondern erregt nur Befürchtungen. Gesetzliche Garantien dagegen, und das freie Wirken unabhängiger Männer, die sich selbst regieren, lassen das Beste hoffen. —

VIII. Kapitel.

Welchen Werth hat, als soziales Prinzip, die Regel: Bekümmere Dich um Deine eigenen Angelegenheiten.

Die Leidenschaft, sich mit sozialen Fragen zu beschäftigen, ist charakteristisch für unsere Zeit. Jeder hat Erfahrung in sozialen Angelegenheiten und spricht seine Ansicht darüber aus. Nur was sich auf die Gesundheit bezieht, hat ein noch allgemeineres Interesse. Die meisten unreifen Urtheile und und dreisten Behauptungen hört man entschieden über gesundheitliche Fragen und soziale Zustände. Die Laien in der Sozialwissenschaft fragen immer: Was sollen wir thun? Was sollen wir mit Nachbar A thun? Was sollen wir für Nachbar B thun? Was sollen wir Nachbar A für Nachbar B thun lassen?

Das Aufstellen allgemeiner und umfassender Theorien gewährt große Genugthung. Die meisten Pläne der Laien gehen darauf aus, den Einzelnen den Zwecken der Gesellschaft dienstbar zu machen, oder die Gesellschaft für die Zwecke des Einzelnen zu benutzen. Wenn A sich hinsetzen wollte, um nachzudenken: Was soll ich thun? so wäre das alltäglich; aber wenn er überlegt, was B thun sollte, so ist das interessant, romantisch, moralisch und zugleich schmeichelhaft für ihn selbst und voll Gemeingeist — eine Menge menschlicher Schwächen finden dabei auf einmal Befriedigung. Geht man nun weiter und überlegt, was eine ganze Menschenklasse thun sollte, so giebt uns das in unsern Augen Ansehen und

Würde und eine Stellung im öffentlichen Leben. Daher der Ueberfluß an Reformatoren, Menschenrettern und Kandidaten der Weltverbesserung im Allgemeinen.

Jeder Mann, jede Frau hat in der menschlichen Gesellschaft eine große Pflicht — nämlich die, für sich selbst zu sorgen. Das ist eine soziale Pflicht; denn glücklicherweise verhält sich die Sache so, daß es sich mit der Aufgabe, unsere individuellen Kräfte aufs beste zu entwickeln, recht gut vereinigen läßt, unsern Platz in der Gesellschaft auszufüllen; denn diese zwei Pflichten sind eins: wenn wir der erstern genügen, ist die letztere erfüllt. Allgemeine Ansicht scheint es indessen zu sein, daß man der Gesellschaft gegenüber noch eine besondere Pflicht hat, welche darin besteht, zu überlegen und zu beschließen, was andere Leute thun sollten. —

Der Mann nun, welcher außer für sich selbst auch noch für Jemand anders sorgen kann, ist fähig, das Haupt einer Familie zu sein und hat als solches außer der einen großen oben erwähnten Pflicht noch Pflichten gegen Frau und Kinder; gewöhnlich findet er auch noch in seiner unmittelbaren Nähe Leute, die seine Fürsorge brauchen und eine Art persönlichen Anspruch an ihn haben. Wenn er nun im Stande sein soll, allen diesen Pflichten zu genügen und außer für seine Familie und seine Untergebenen noch für Jemand zu sorgen, so muß er einen Ueberschuß an Thatkraft, Weisheit und Tugend haben, den er nicht für seine eigenen Angelegenheiten braucht. Dies kommt aber nicht vor; denn die Verantwortung für eine Familie wächst endlos und kann Pflichten mit sich bringen, welchen Niemand in vollem Maße zu genügen vermag; ~~auch dient ein Mensch nach meinem~~ Dafürhalten der Gesellschaft auf die für sie vortheilhafteste Weise, wenn er seine Familie wohl versorgt. Auf dieser Ansicht will ich indessen nicht bestehen; ich bleibe nur bei der Behauptung, daß Jemand, der die Absicht hat, sich anderer Leute anzunehmen, erst für sich und seine Familie wenigstens einigermaßen Vorsorge getroffen haben und dann noch einen Ueberschuß an Thatkraft zur Verfügung behalten muß.

Wenn man sich um die Angelegenheiten anderer Leute bekümmert, so entsteht eine zweifache Gefahr, erstens, daß man seine eigenen Angelegenheiten darüber versäumt, und zweitens, daß man sich vorwitzig in die Geschäfte Anderer einmischt.

Die „Freunde der Menschheit" setzen sich fast immer beiden Gefahren aus. Ich gehöre auch zur Menschheit, aber ich brauche keine Freunde, die sich aufdrängen. Ich verlange von der Freundschaft, daß sie gegenseitig ist und will auch dabei mitzusprechen haben; wahrscheinlich theilen noch andere meiner Mitmenschen diese Ansicht, sie werden daher jeden als vorwitzig ansehen, der die Rolle eines „Freundes der Menschheit" spielen will, und ihm den Gedanken nahe legen, sich um seine eigenen Angelegenheiten zu kümmern.

Gewisse Leute, die darüber nachgedacht haben, was ihr Glück fördert, und wie sie ihr Leben am weisesten einrichten können, fallen sehr oft uns und der Gesetzgebung zur Last, weil sie alle Andern zwingen wollen, auf genau dieselbe Weise zu leben. Einige haben sich entschlossen, ihren Sonntag auf bestimmte Art zuzubringen nnd fordern nun Gesetze, durch welche andere Leute genöthigt werden, den Sonntag ebenso zu verleben; Andere haben sich vorgenommen einem Mäßigkeitsverein beizutreten und Verlangen ein Verbotsgesetz gegen den Genuß geistiger Getränke; noch Andere haben beschlossen, dem Luxus zu entsagen und verlangen Steuern, die auch den Uebrigen den Luxus verleiden sollen.

Das bisher Gesagte hat aber durchaus keinen Bezug auf das Geben und Nehmen von Rath und Hülfe zwischen zwei Menschen; hierüber werde ich im letzten Kapitel einige Bemerkungen zu machen haben. Das Verhältniß, in dem zwei Menschen stehen, von denen der eine den andern vor Noth oder Laster gerettet hat, ist ein so heiliges, daß es mit der Vielgeschäftigkeit des sozialen Projektenmachers und berufsmäßigen Philanthropen in gar keinem Zusammenhang steht.

Der angehende soziale Doktor gleicht dem angehenden Arzt — beide fangen sogleich mit Heilmitteln an, ohne vorhergehende Diagnose, ohne Kenntniß der Anatomie und Physio-

logie der Gesellschaft. Sie zweifeln nie an der Wirksamkeit ihrer Mittel und ziehen die anderweitigen Wirkungen, die von dem Heilmittel selbst zu fürchten sind, nie in Betracht. Es macht ihnen gewöhnlich nicht den geringsten Kummer, daß ihr Heilmittel eine vollständig neue Organisation der menschlichen Gesellschaft oder sogar der menschlichen Natur bedingt. Bei solcher sozialen Quacksalberei sollte man den Pfuschern stets den Bescheid ertheilen, sich um ihre eigenen Angelegenheiten zu kümmern.

Es gewährt den sozialen Doktoren hohe Befriedigung, sich für moralischer oder erleuchteter zu halten, als ihre Mitmenschen, weil sie im Stande sind zu sehen, was andere Leute thun sollten, wenn diese selbst darüber im Dunkeln sind. Genauer betrachtet sind aber die sozialen Doktoren nur unwissender und eingebildeter als Andere. — Wir haben in der Welt mit einer Menge sozialer Schwierigkeiten und Leiden zu kämpfen; wir sind fortwährend im Streit gegen Armuth, Schmerz, Krankheit und Unglück, die uns von allen Seiten umgeben; jedes Menschenleben birgt in sich mancherlei Hoffnungen, Zuneigungen, Wünsche und Leiden. Das Leben im Ganzen geht unverändert seinen Gang, aber der Einzelne stirbt; er kämpft so lange, als er vermag, gegen die Feinde seines Lebens und endlich muß er unterliegen.

Wenn nun die sozialen Doktoren nicht wären, so würden wir gegen die Leiden des Menschenlooses kämpfen, so lange wir können, und was sich nicht ändern läßt, würden wir ertragen. Aber wir haben eine große Menge sozialer Uebel geerbt, die uns nicht von der Natur bestimmt sind, sondern aus den verschiedenen Mißgriffen, den Flicken und Schnitzern der sozialen Doktoren der Vergangenheit herstammen. Diese Produkte der sozialen Pfuscherei stützen sich jetzt auf Gewohnheit, Sitte, Vorurtheil, oberflächliche Denkweise und neue Quacksalberei in Nationalökonomie und Sozialwissenschaft. Die größte Reform, die sich denken läßt, würde darin bestehen, den Schaden, den die Staatsmänner der Vergangenheit angerichtet haben, wieder gut zu machen. Damit ist nur leider die Gefahr verbunden, daß alles, was gesund und natürlich ist, leicht mitzerstört werden kann.

Die Männer, welche all dieses Unheil angerichtet haben, gingen meist bei der Lösung des Problems von dem Gedanken aus: „Welche Art von Gesellschaft wollen wir bilden?“ — ich hörte das einmal von einem ihrer Jünger selbst. — Nachdem sie diese Frage a priori zu ihrer Zufriedenheit entschieden hatten, machten sie sich daran, ihre ideale Gesellschaft zu construiren, und an den Folgen dieses Verfahrens leiden wir noch heute. Das Menschengeschlecht strengt sich aufs äußerste an, um sich den Bedingungen anzupassen, die es auf Erden vorfindet, und wir haben uns so lange gekrümmt und gewunden, bis wir uns daran gewöhnt haben, wie sich der Fuß an einen schlecht gemachten Stiefel gewöhnt. Zunächst sind wir dann zu der Ueberzeugung gekommen, daß alles so sein müsse; und es ist wahr, — wenn wir jetzt in einen gesunden und normalen Zustand zurückkehren sollten, würden wir eine Zeitlang leiden wie der Mann, der sich den Fuß verrenkt, wenn er einen gut passenden Stiefel trägt. Schließlich sind dann Nationalökonomen und Sozialphilosophen in Menge aufgetreten und haben Sophismen erfunden, um unser Denken den verzerrten Thatsachen anzupassen.

Die Gesellschaft braucht also keine unberufene Fürsorge und Oberaufsicht. Wenn wir uns eine Sozialwissenschaft aneignen können, die auf der Beobachtung der Naturerscheinungen und dem Studium der Kräfte beruht, so können wir hoffen, Boden zu gewinnen, um alte Irrthümer zu vermeiden und um wieder eine gesunde und natürliche gesellschaftliche Ordnung einzuführen; aber nur durch allmäliges Wachsthum läßt sich hierbei ein Gewinn erzielen, nun und nimmermehr durch eine neue Organisation der Gesellschaft nach dem Plan irgend eines enthusiastischen sozialen Organisators. Ein solcher wiederholt nur abermals unsere alten Irrthümer und rückt die Möglichkeit eines wahren Fortschritts in weite Fernen. Was die Gesellschaft bedarf, ist vor allem, von diesen zudringlichen Leuten befreit und in Ruhe gelassen zu werden. So stehen wir denn wieder einmal vor der alten Lehre: Laissez faire! — Uebersetzen wir dies in gutes Deutsch, so lautet es: „kümmert euch um euere eigenen Angelegenheiten! —

Es ist nichts anderes als die Lehre von der Freiheit. Laßt jeden auf seine Weise glücklich sein. Wenn sein Wirkungskreis, sein Interesse in das eines Andern eingreift, dann wird sich die Nothwendigkeit eines Vertrages, eines Ausgleiches herausstellen. Wartet, bis der Fall eintritt; stellt nicht im voraus allgemeine Regeln für solche Einmischung auf! Wir haben Gesetze und Einrichtungen, die bei solcher Gelegenheit entstanden sind, um einen Ausgleich der Rechte herbeizuführen; laßt sie sich weiter entwickeln! Geht so vorsichtig wie möglich zu Werke bei Vermittelungen dieser Art und wartet erst, ob der Ausgleich nicht von selbst erfolgt; versucht erst lange und mit Geduld, ob er nicht durch die beiderseitigen Interessen und freiwilligen Zugeständnisse zu Stande kommt.

Ich habe gesagt, daß Nationalökonomie und Sozialwissenschaft bei uns bemüht sind, sich an den Zerrbildern unserer Gesellschaft zu versuchen. Sie zeigen ihre Schwäche in der Stellung, die sie zu dem laissez faire einnehmen. Ein Philosoph, der soeben ein neues System der Weltverbesserung zu Stande gebracht hat, fühlt sich in seiner Eitelkeit verletzt, wenn man ihm sagt, er solle sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmern. Er bemüht sich, uns zu beweisen, wie sehr wir im Irrthum sind, wenn wir meinen, ein vollkommenes Glück auf Erden sei zu erreichen, wenn man nur die Dinge ruhig gehen lassen wollet. Aber würden wir denn ein vollkommenes Glück erlangen, wenn wir uns den Händen der Weltverbesserer anvertrauen wollten? Wir erwarten vom „Gehen lassen" gar kein vollkommenes Glück, wenn aber die sozialen Doktoren sich um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern, so haben wir nur noch mit den Beschwerden zu schaffen, die aus der Natur entspringen, und diese wollen wir erdulden oder bekämpfen, je nachdem wir es können. Wir wünschen nur, daß die „Freunde der Menschheit" aufhören, neue Beschwerden hinzuzufügen! Die Uebel, welche unsere Mitmenschen uns durch ihre Bosheit oder Zudringlichkeit bereiten, erregen in uns ganz andere Gefühle, als die Leiden, welche in den Bedingungen des menschlichen Daseins eingeschlossen sind.

Die Ermahnung, sich um seine eigenen Angelegenheiten zu kümmern, ist zwar an sich rein negativ und unproduktiv; aber wenn man die gesellschaftlichen Zustände so nimmt, wie sie jetzt sind, wird sie zu einem sozialen Grundsatz von höchster Wichtigkeit. Auf der Basis, daß man sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmern soll, könnte sich eine großartige Philosophie entwickeln.

IX. Kapitel.

Von dem Manne, an den Niemand denkt.

Die Philanthropen und Menschenbeglücker stellen ihre Entwürfe meist nach folgender Formel auf: A und B entscheiden, was C für D thun soll. Vom sozialwissenschaftlichen Gesichtspunkt aus, ist das Grundübel bei allen diesen Plänen, daß man C nicht gestattet, in der Sache mitzusprechen, und daß seine Stellung, sein Charakter, seine Interessen und deren schließliche Wirkung auf die Gesellschaft gänzlich übersehen werden. Ich nenne C „den Mann, an den Niemand denkt!" Laßt uns nun einmal nach ihm suchen und seinen Fall in Erwägung ziehen!

Es ist charakteristisch für alle sozialen Doktoren, daß sie ihre Aufmerksamkeit auf einen Menschen oder eine Gruppe von Menschen richten, deren Sache das Mitgefühl erregt und die Gedanken beschäftigt, und daß sie Mittel aufsuchen, welche die besondere Noth heben sollen; sie vergessen dabei ganz, daß alle Theile der Gesellschaft auf's engste zusammenhängen, und daß, wenn Kräfte in Bewegung gesetzt werden, ihre Wirkung durch den ganzen Organismus hindurchgeht, bis alle Interessen und Rechte wieder ausgeglichen und ins Gleichgewicht gebracht sind. Sie lassen also die Quelle unberücksichtigt, aus der alle Kraft fließen muß, die sie bei ihren Heilmitteln anwenden, und lassen die Wirkung unberücksichtigt, die für die andern Glieder der Gesellschaft entstehen muß. Sie schauen immer nach Hülfe von der Regierung aus, vergessen aber, daß eine Regierung nichts produzirt, und lassen

die Thatsache außer Augen, an die man sich bei allen sozialen Fragen zuerst erinnern sollte, daß nämlich der Staat Niemand auch nur einen Pfennig geben kann, ohne ihn vorher von einem andern Menschen genommen zu haben, und daß letzterer ein Mann sein muß der produzirt und erspart hat. Dieser letztere ist „der Mann, an den Niemand denkt."

Die „Freunde der Menschheit" treten mit gewissen wohlwollenden Gefühlen auf, gegen die „Armen", die „Schwachen", die „Arbeiter" und andere, denen sie ihre Gunst zuwenden. Sie verallgemeinern diese Begriffe, so daß sie unpersönlich werden und machen so diese Klassen zu Schützlingen der Gesellschaft. Sie wenden sich an andere Klassen, an deren Mitgefühl und Großmuth und alle übrigen edlen Empfindungen des menschlichen Herzen und verlangen von den Bessergestellten eine Abtretung von Kapital an die Schlechtergestellten. Nun ist aber Kapital, wie wir gesehen haben, die Kraft, durch welche die Civilisation erhalten und weiter geführt wird. Dasselbe Stück Kapital kann nicht auf zweierlei Weise gebraucht werden. Jeder Kapitaltheil, den ein nachlässiges und unthätiges Glied der Gesellschaft erhält, das keinen Ertrag daraus erzielt, wird einer nützlichen Verwendung entzogen, bei der er einem thätigen und produktiven Arbeiter als Lohn zugefallen wäre. Wer also wirklich leidet bei der Art des Wohlwollens, das im Ausgeben von Kapital zum Schutz des Tagediebs besteht, das ist der fleißige Arbeiter. Aber gerade an ihn denkt Niemand; man nimmt an, daß für ihn gesorgt ist und er kommt nicht in Betracht. Ein solche Anschauung beweist nur, wie wenig richtige Begriffe über Volkswirthschaft bis jetzt verbreitet sind.

Es ist eine alte und fest eingewurzelte Anschauung, daß Jemand, der einem Bettler einen Thaler giebt, sich großmüthig und gutherzig zeigt, während der, welcher ihn dem Bettler verweigert und den Thaler in eine Sparkasse legt, als geizig und knickerig erscheint. Der erstere verbraucht sein Kapital, da wo er fast sicher darauf rechnen kann, daß es verschwendet wird; der erste Thaler bildet aber den Anfang einer langen Reihe von Thalern, die auch verschwendet werden müssen, um den

größeren Anſprüchen an das Mitgefühl zu genügen, die gar nicht erhoben worden wären, wenn man gleich den erſten Thaler verweigert hätte. Da nun der Thaler, in Kapital verwandelt, einem Arbeiter zugekommen wäre, der ein neues Produkt dafür geliefert und ihn verdient hätte, ſo kann man ſagen, daß er dem letztern entzogen worden iſt. Wenn ein Millionär einem Bettler einen Thaler giebt, ſo iſt der Profit, den der Bettler hat, ungeheuer und der Profit, der dem Millionär entgeht, unbedeutend. Gewöhnlich beruhigt man ſich hiermit; aber, wenn der Millionär aus dem Thaler Kapital macht, ſo kommt dies auf den Arbeitsmarkt und es werden produktive Dienſte dafür geleiſtet. Daher iſt noch Jemand bei der Sache intereſſirt, nämlich die Perſon, welche die produktiven Dienſte leiſtet. Es ſind immer zwei betheiligt, und der zweite iſt ſtets „der Mann, an den Niemand denkt.“ Wer alſo die Sache, um die es ſich handelt, wirklich zu verſtehen wünſcht, muß ſich aufmachen, um nach dem „Vergeſſenen Mann“ zu ſuchen. Man wird finden, daß er ein würdiger, fleißiger, unabhängiger Menſch iſt, der verſucht, ſich ſelbſt zu helfen. Er iſt nicht nach dem techniſchen Ausdruck „arm“ oder „ſchwach“, er kümmert ſich um ſeine eigenen Angelegenheiten und beklagt ſich nicht. Folglich denken die Philanthropen nie an ihn und treten ihn mit Füßen.

Wir hören von ſehr vielen Plänen zur Verbeſſerung des Zuſtandes der Arbeiter. In den Vereinigten Staaten ſtellt ſich das Verhältniß ſo, daß, je gröber die Arbeit, deſto größer der Vortheil des Arbeiters iſt vor den höheren Klaſſen. Ein Handlanger oder Straßenarbeiter ſteht ſich hier bei ſeinem Tagelohn verhältnißmäßig viel beſſer als ein Zimmermann, Feldmeſſer, Buchhalter oder Arzt, und als jeder ungebildete Arbeiter in Europa. Daſſelbe iſt in geringerem Maße bei dem Zimmermann im Vergleich zu dem Buchhalter, Feldmeſſer und Arzt der Fall. Deshalb ſind die Vereinigten Staaten das große Land für den ungebildeten Arbeiter, da die ökonomiſchen Bedingungen dieſe Klaſſe beſonders begünſtigen. Ein großer Continent ſoll bearbeitet werden und bietet ſeinen fruchtbaren

Boden dar, ohne daß man viel Kapital dazu bedarf; daher werden Leute mit ſtarken Armen hier am nöthigſten gebraucht, und eine höhere Erziehung würde ſich hier nicht bezahlt machen, wenn man nicht das geſellſchaftliche Anſehen, das ſie verleiht, mit in Anſchlag bringt.

Da die Sachen ſo ſtehen, braucht der Arbeiter hier keine Verbeſſerung ſeines Zuſtandes, wenn er erſt einmal von den Schmarotzern befreit iſt, die ihn ausſaugen. Alle Pläne zum Schutz der „Arbeiterklaſſen" ſchmecken nach Herablaſſung, ſie ſind in einem freien Volksſtaat durchaus nicht am Platze, paſſen nicht in den Zuſtand der Dinge und ſchaden der Moral beider Theile, indem ſie der Eitelkeit der Einen ſchmeicheln und die Selbſtachtung der Andern untergraben.

Wir dürfen uns der Erkenntniß nicht verſchließen, daß die ſoziale Bevortheilung des Einen ſtets die Rückwirkung hat, daß ein Anderer in Nachtheil geräth. Die Pläne zur Verbeſſerung des Zuſtandes der Arbeiterklaſſen ſtören die Conkurrenz der Arbeiter unter einander. Die Menſchenfreunde ſchenken ihre Gunſt gewöhnlich ſolchen Leuten, die ſich in Wort und That nicht als unabhängige und thatkräftige Charaktere erweiſen, und wählen ſie zu Empfängern der Wohlthaten. Durch jene Gunſtbezeugungen leiden aber die Unabhängigen und Selbſtändigen Schaden, weil gerade ſie vergeſſen oder übergangen werden. So unterdrücken denn die Freunde der Menſchheit in ihrem Eifer Jemand zu helfen, wiederum die, welche ſtreben, ſich ſelbſt zu helfen.

Die Arbeitervereine gebrauchen verſchiedene Hülfsmittel, um den Lohn zu erhöhen, und wer ſich mit Philanthropie beſchäftigt, intereſſirt ſich für ihr Verfahren und wünſcht ihnen Erfolg. Dabei hat man aber nur die Arbeiter im Auge, die gerade zu dem beſtimmten Gewerbe gehören, und überſieht das Intereſſe aller übrigen. Man nimmt an, daß der Kampf zwiſchen den Arbeitern und ihren Arbeitgebern beſteht, und daß man ſich ohne Weiteres in dem Streit auf die Seite der Arbeiter ſtellen kann. Bald ſieht man denn auch, daß der Arbeitgeber zu dem ſonſtigen Riſico ſeines Geſchäfts auch noch das der Streiks durch die Arbeitervereine

ganz philoſophiſch auf ſich nimmt; aber er hat den Verluſt dem Publikum aufgeladen und das iſt der Grund ſeiner philoſophiſchen Ruhe. Es zeigt ſich, daß der öffentliche Wohlſtand vermindert worden iſt, und daß die Gefahr bei einem Arbeiterkrieg, wie bei einer Revolution darin beſteht, daß das Wohlbefinden Aller geſchädigt wird. Hierdurch kann aber der Lohn nur herabgedrückt und nicht erhöht werden! Man plagt den Arbeitgeber, aber das erhöht den Lohn nicht, das Publikum hat Verluſte, um das neue Riſico zu decken, — aber auch dadurch wird der Lohn nicht erhöht.

In vielen Fällen wird die Geſetzgebung mit zu Hülfe genommen. Die Geſellſchaft erhält die Polizei und verſchiedene andere Inſtitutionen zu dem Zweck, die Menſchen gegen ſich ſelbſt, — das heißt, gegen ihre eigenen Laſter zu ſchützen. Faſt jeder Verſuch, durch Geſetzgebung dem Laſter zu wehren, dient in Wahrheit dazu, es zu fördern, weil ſolche Geſetze den Laſterhaften von den natürlichen Sündenſtrafen befreien, die ſein Laſter mit ſich bringt. Die Hülfsmittel, welche die Natur gegen das Laſter anwendet, ſind ſchrecklich — ſie kennt kein Erbarmen mit ihrem Opfer. Ein Trunkenbold, der in der Goſſe liegt, iſt gerade da, wo er hinkommt, wenn die Dinge einen naturgemäßen Lauf nehmen. Die Natur hat an ihm den Prozeß des Verfalls und der Auflöſung begonnen, durch welchen ſie das aus der Welt ſchafft, was nicht mehr nützen kann. Die Leidenſchaft des Spiels und andere Laſter, von denen man nicht gern ſpricht, tragen ihre Sündenſtrafen in ſich.

Nun läßt ſich aber eine Sündenſtrafe niemals ganz beſeitigen. Wir können ſie nur von dem Haupt des Schuldigen auf andere ableiten, die ſie nicht verdient haben. Ein großer Theil der „ſozialen Reform" beſteht gerade in dieſem Verfahren. Die Folge davon iſt, daß es mit denen, welche irre gegangen ſind, nur ſchlimmer wird, wenn man ſie von der harten Zucht der Natur befreit, und daß die Laſt, welche die Andern zu tragen haben, deſto ſchwerer wird. Wer ſind die Andern?

Wenn wir einen Trunkenbold in der Goſſe ſehen, haben wir Mitleid mit ihm; hebt ein Polizeidiener ihn

auf, so sagen wir: „die Gesellschaft hat sich ins Mittel gelegt, um ihn vom Untergang zu retten.“ — Die „Gesellschaft“ ist ein schönes Wort und erspart uns viel Nachdenken! Der fleißige und nüchterne Arbeiter, der einen Prozentsatz von seinem Tagelohn hergeben muß, um den Polizeidiener zu bezahlen, ist es, der die Sündenstrafe trägt; aber er ist „der Mann, an den Niemand denkt,“ man übergeht ihn und beachtet ihn nicht, weil er sich gut beträgt, seinen Verpflichtungen nachkommt und nichts verlangt.

Der Trugschluß bei aller Prohibitiv-Gesetzgebung in Bezug auf Luxus und Moral, ist der nämliche. A und B beschließen, einem Mäßigkeitsverein beizutreten; dies ist manchmal ein sehr weiser und nothwendiger Beschluß, wenn A und B dazu Gründe haben, die ihnen gut erscheinen, so ist das genug. Aber A und B stecken die Köpfe zusammen, um ein Gesetz durchzusetzen, welches C zwingen soll, sich der geistigen Getränke zu enthalten, um D's willen, der vielleicht unmäßig im Trinken ist. Auf A und B wird kein Druck ausgeübt, sie haben ihren Willen und sind zufrieden; auch D ist selten einem Zwang unterworfen, ihm sagt die Maßregel nicht zu und er kümmert sich nicht darum. Der ganze Druck fällt auf C. — Nun entsteht die Frage: Wer ist C? — Er ist der Mann, der die geistigen Getränke zu irgend einem unschädlichen Zweck verwendet und seine Freiheit nicht mißbrauchen würde, der weder eine öffentliche Störung verursacht, noch Jemand zur Last fällt. Er ist wiederum „der Mann, an den Niemand denkt“; und sobald wir ihn aus seinem Dunkel hervorziehen, sehen wir, daß er gerade das ist, was jeder von uns sein sollte. —

X. Kapitel.

Fortsetzung: Von dem Manne, an den Niemand denkt.

In unserer Volksanschauung lebt der schöne Gedanke, der auch unsere Literatur beherrscht, daß der Mensch mit gewissen „natürlichen Rechten“ geboren wird. Wenn das wahr wäre, dann würde es etwas auf Erden geben, das man umsonst, ohne Gegenleistung erhält, und diese Welt wäre ganz anders beschaffen, als sie wirklich ist. Statt dessen steht fest, daß es keinerlei ererbtes Recht giebt, dem nicht eine ebenso schwer wiegende Pflicht gegenüber steht, der man zu genügen hat. Rechte und Vortheile, Kapital und Wissen, nebst allen andern Gütern, die wir von früheren Generationen ererbt haben, sind durch deren Kämpfe und Leiden errungen worden. Die Civilisation wird nur dadurch möglich, daß, wenn auch der Einzelne stirbt, das Menschengeschlecht fortlebt, und was es der Natur abgerungen hat während eines ganzen Zeitraumes anhäufen und weiter vererben kann.

Die vereinten Kämpfe des ganzen Geschlechts erzeugen den Besitz des ganzen Geschlechts. Umsonst erhält man nichts auf Erden. —

Wenn es solche angeborenen Rechte gäbe, würde die Frage entstehen: Von wem haben wir sie zu fordern? Wer hat die entsprechende Verpflichtung, diese Rechte zu gewähren? Der Natur gegenüber können wir keine Rechte haben, außer daß wir von ihr nehmen, so viel wir können, was ja nichts anderes ist, als der schon besprochene Kampf ums Dasein.

Es wird gewöhnlich behauptet, daß wir Rechte und Ansprüche an die Gesellschaft haben, das heißt: die Gesellschaft ist verpflichtet, uns die betreffenden Personen zu versorgen und sicher zu stellen. Aber die Gesellschaft besteht nur aus den betreffenden Personen und aus anderen Personen. Da nun die betreffenden Personen sich die Rechte nicht selbst haben sichern können, so kommen wir zu dem Schluß, daß „natürliche Rechte" die Ansprüche sind, welche gewisse Personen berechtigt sind, an andere Personen zu stellen.

Diese Theorie ist von großer Dehnbarkeit, und es ließe sich ein ganzes System der Sozialphilosophie darauf begründen. Ihre ausgedehnteste Bedeutung wäre, daß, wenn sich Jemand in dieser Welt nicht behaglich fühlt, Jemand anderes daran Schuld sein muß. Die Leute aber, denen es am unbehaglichsten in dieser Welt ist, (denn über Beschwerden haben ja alle zu klagen) das sind die, welche ihre Pflichten vernachlässigt haben und deshalb ihre Rechte nicht beanspruchen können. Die Leute also, von denen man verlangt, daß sie den Unbehaglichen helfen, müssen, — das liegt in der Natur der Sache, — ihre Pflicht ziemlich gut erfüllt haben. Folglich ist die Lehre, von der wir reden, nur ein Plan, um Ungerechtigkeit in der menschlichen Gesellschaft zur Herrschaft zu bringen, indem die Vertheilung von Lohn und Strafe unter die, welche ihre Pflicht gethan und die, welche sie vernachlässigt haben, geradezu umgekehrt wird.

Unsere öffentlichen Lehrer kanzeln uns fortwährend ab, als ob es die Schuld der rechtschaffenen Leute wäre, wenn manche Leute nicht rechtschaffen sind — als ob der Mensch, der in seinem Kreise seine Pflicht thut, gewissermaßen verantwortlich wäre für einen Andern, der in seinem Kreise seine Pflicht vernachlässigt. Die Menschen haben Obliegenheiten der verschiedensten Art zu erfüllen: das Verhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeiter muß durch Uebereinkommen und Vertrag geregelt werden; man braucht gesundheitliche Vorsichtsmaßregeln in Fabriken und Häusern, sowie Vorkehrungen gegen Feuersgefahr. Kinder bedürfen der Fürsorge, damit sie nicht zu jung zur Arbeit verwendet werden und

eine Erziehung erhalten. Aufsicht ist nothwendig, damit Banken, Versicherungsgesellschaften und Eisenbahnen gut verwaltet werden, und die Beamten das in sie gesetzte Vertrauen nicht mißbrauchen. In jedem dieser Fälle ist es Pflicht der Betheiligten, für ihr eigenes Interesse zu sorgen. Wenn sie es vernachlässigen, so ist die natürliche Strafe, daß sie Schaden leiden. Bei dem herrschenden System, für diese Dinge durch Commissionen und Inspektoren zu sorgen, fallen die Kosten nicht auf die Betheiligten, sondern auf die Steuerzahler. Einige derselben gehören natürlich auch zu den Betheiligten und meinen vielleicht, daß sie ihrer Pflicht genügt haben, wenn sie Steuern bezahlen, um den Aufseher anzustellen; aber dann geschieht es ihnen recht, wenn der Eisenbahninspektor findet, daß die Brücke nicht sicher war, nachdem sie eingebrochen ist, und der Bankrevisor kommt, um zu untersuchen, warum die Bank fallirt hat, nachdem der Kassirer mit den Kapitalien durchgegangen ist. Das unschuldige Opfer ist abermals der Mann, an den Niemand denkt. Er hat sich um seine Kapitalanlage bekümmert, sein Hauswesen in Ordnung gebracht, seine Kinder erzogen, und will nun die Früchte seiner Arbeit genießen. Statt dessen wird ihm gesagt, daß es seine Pflicht ist, nun für seine nachlässigen Nachbarn zu sorgen, entweder in Person, oder durch einen bezahlten Inspektor; ohne Zweifel liegt es oft in seinem Interesse, lieber selbst zu gehen, oder Jemand zu schicken, als daß die Sache versäumt wird, weil er durch die Vernachlässigung selber mit leiden und in die Gefahr hineingezogen werden könnte. Liegt es nun aber nicht auf der Hand, daß, wenn Predigen und Philosophiren überhaupt einen Zweck hat, es höchst unrecht ist, diesem Manne zu predigen, es sei seine Pflicht, die Nachlässigkeit anderer Leute wieder gut zu machen. Es ist nicht seine Pflicht, es ist eine harte und ungerechte Last die ihm auferlegt wird, und um so ungerechter, weil Niemand daran denkt, daß sie auf ihn fällt; man sollte im Gegentheil die Nachlässigen ermahnen, für sich selbst zu sorgen.

Besonders verderblich wird die obenerwähnte Lehre, wenn man sie so auffaßt, als ob die Verbrecher der Gesellschaft

gegenüber besondere Ansprüche oder Rechte hätten: Auf diese Grundlage stützen sich viele Reformpläne, die das öffentliche Wohl schädigen. Ein Verbrecher aber ist ein Mensch, der statt mit der Gesellschaft oder für dieselbe zu wirken, sich gegen sie auflehnt, und ihr hinderlich und verderblich wird. Seine Strafe hat die Bedeutung, daß die Gesellschaft ihn als Mitglied und Genossen ausstößt, entweder durch Hinrichtung oder Gefangensetzung, je nach der Größe seines Verbrechens. Ansprüche an die Gesellschaft hat er durchaus nicht, aber im Interesse der Gesellschaft, das heißt, der Nicht-Verbrecher, muß ein Auskunftsmittel gefunden werden, was mit ihm geschehen soll. Die französischen Schriftsteller von 1848 stellten den Satz auf, die Gesellschaft sei schuld an der Schlechtigkeit der bösen Menschen. Da diese Behauptung beweisen sollte, daß die bösen Menschen nicht selbst schuld an ihrer Schlechtigkeit sind und die Gesellschaft aus guten und schlechten Menschen besteht, so folgt daraus, daß die guten Menschen an der Schlechtigkeit der bösen schuld sind. Nach dieser Theorie hatten die schlechten Menschen natürlich große Forderungen an die guten, um derentwillen sie im Gefängniß und auf den Galeeren waren; wenn wir diese Anschauung aber nicht theilen, so erscheint jeder Anspruch, den wir dem Verbrecher auf den Staat gewähren, nur wie eine entsprechende Last, welche denen auferlegt wird, die für ihre Zucht oder Strafe dem Staat nie etwas gekostet haben. Die Strafen der Gesellschaft dienen dem gleichen Zweck wie die Strafen Gottes oder der Natur — sie sollen den Uebelthäter veranlassen, sich zu bessern.

Soll ein öffentliches Amt besetzt werden, so melden sich sofort zahlreiche Kandidaten. Sie bringen zu ihrer Empfehlung vor, daß sie arm sind, ihren Lebensunterhalt nicht erwerben können, Unterstützung brauchen, um sich auszubilden, Verwandte haben, die von ihnen abhängen, daß sie kränklich sind, zu einem besondern Distrikt gehören, mit gewissen Leuten verwandt sind, oder sich in einer Stellung Verdienste erworben haben, die ganz verschieden ist von der, um welche sie sich bewerben.

Jeder Mißbrauch bei Besetzung öffentlicher Aemter muß schon um des Schadens willen getadelt werden, der dadurch dem öffentlichen Interesse zugefügt wird; aber es ist noch eine andere Ungerechtigkeit damit verbunden, die auch in die Kathegorie gehört, über die wir verhandeln:

Wenn A aus besonderer Rücksicht oder Begünstigung ein Amt erhält, so kann es B nicht gegeben werden. Wenn Jemand ein Amt bekleidet, dem er nicht gewachsen ist, so hindert er immer einen Anderen, es zu übernehmen, der dazu tauglich wäre. Diese unbekannte Person ist das Opfer der sozialen Ungerechtigkeit, der Mann, an den Niemand denkt, den weder politischer Einfluß noch besondere Glücksfälle begünstigen, den nur seine eigene Würdigkeit empfiehlt; aber man übergeht ihn, um der Lärmenden, Drängenden, Lästigen und Unfähigen willen.

Ich habe mich in einem früheren Kapitel etwas absprechend geäußert über die allgemeine Entrüstung gegen Kapital-Vereinigung, Körperschaften und allerlei Mäklergeschäfte. Die alle gemeine Entrüstung besteht nicht ganz zu Unrecht, aber sie verfehlt nur ihren Gegenstand, und das, was in Wahrheit angegriffen werden sollte, gedeiht und blüht unterdessen. Das größte soziale Uebel, gegen welches wir zu kämpfen haben, ist die Aktien- und Wechsel-Jobberei und -Schwindelei, die nicht nach den rechtmäßigen Früchten des Fleißes und Unternehmungsgeistes strebt, sondern von Andern einen Theil ihres Erwerbes erpreßt, unter Vorspiegelung eines scheinbar industriellen Unternehmens. Oft werden auch bei einem an sich rechtschaffenen Geschäft Kunstgriffe angewendet, um das zu erlangen, was nicht erworben werden konnte. Der Schwindel ist das Laster, das die Geldherrschaft erzeugt und die besondere Form, unter welcher dieselbe eine republikanische Volksregierung vergiftet. Die Vereinigten Staaten sind schwer dadurch geschädigt, und es ist die Aufgabe des freien Bürgerthums, dagegen zu kämpfen; aus Furcht vor dem Schwindel, der sich überall eindrängt, entsagen wir jetzt häufig lieber den dringendsten öffentlichen Bedürfnissen. Schützt man das öffentliche Interesse vor, um Privatzwecke zu verfolgen, und nennt dies „Entwickelung unserer Hilfsquellen", so ist das in Wahrheit doch nichts als Schädigung des Einen durch den Andern.

Auch in den Schutzzolltarif ſchleicht ſich viel Schwindel ein: lange haben die Landbeſitzer ihren Tribut an die Fabrikanten gezahlt, jetzt ſollen nun die Fabrikanten und andere Arbeiter den Landbeſitzern Tribut entrichten. Das Syſtem wird weiter entwickelt und vervollſtändigt, und Einer ſchädigt den Andern mehr als je.

Nun bringt aber dieſes allgemeine Plünderungsſyſtem nichts hervor, es verſchwendet nur. Alles Material, um das ſich die betheiligten Schutzzöllner ſtreiten, und das ſie ſich entreißen, ſtammt von Jemand, der außerhalb ihres Kreiſes ſteht. Man redet viel von unſeren einheimiſchen Arbeitern und der Induſtrie des Landes, aber wo durch die Induſtrie nicht wirklicher Geldwerth erzeugt wird, kommen immer zwei Arbeiter in Betracht, und zwei Induſtrieen — die, welche nimmt und die, welche giebt; eine jede durch Schutzzoll begünſtigte Induſtrie wird in Wahrheit auf Koſten der Conſumenten des Produkts betrieben, da ſie an ſich keinen Gewinn abwirft, das heißt kein Kapital erzeugt, das an Werth dem dabei verbrauchten Kapital mit Hinzurechnung des angemeſſenen Profits entſpricht. Folglich muß eine ſolche Induſtrie von einer anderen zehren; welches iſt dieſe? wer iſt der andere Mann? Dieſe Frage, um die es ſich eigentlich handelt, bleibt ſtets unbeantwortet.

Immer tritt derſelbe Fall ein: irgendwo findet ſich ein Opfer, das für den Schwindel bezahlen muß. Verſchwendung und Uebermaß ſind an der Tagesordnung, und die allgemeine Looſung heißt: vergeuden und ausgeben. Aber alles gehört Jemand; es hat von Jemand geliefert werden müſſen, und er muß neuen Vorrath herbeiſchaffen. Von ihm hört man nie etwas; die plauſibeln Projekte, die lärmenden Anſprüche, die läſtigen Bittſteller und die langweiligen Schreier beſchäftigen die ganze Aufmerkſamkeit. Und wer iſt das Opfer? Es iſt der Mann, an den Niemand denkt. Wenn wir ihn aufſuchen wollen, ſo werden wir ihn fleißig bei der Arbeit finden, um den Boden zu bebauen, aus dem er das Kapital gewinnt zu all' dem Schwindel und der Plünderung; denn er zahlt die Koſten der volkswirthſchaftlichen Pfuſcherei und das Gehalt aller der Staatsmänner und Politiker, die ſeine Intereſſen um ſeiner Feinde willen aufopfern. Wir werden finden, daß er ein ehr-

licher, nüchterner, fleißiger Bürger ist, der nur in seinem kleinen Kreise bekannt ist, der seine Schulden und Steuern bezahlt, Kirche und Schule unterstützt, die Zeitung seiner Partei liest und für ihren Abgeordneten stimmt.

Wir dürfen das Faktum nicht außer Augen lassen, daß der Mann an den Niemand denkt, häufig eine Frau ist. Vor mir habe ich fünf Briefe von Corsetnäherinnen, die sich beklagen, daß sie an einem Tage mit Maschinennäherei nicht mehr als fünfundsiebzig Cents erwerben können, und noch dazu das Nähgarn liefern müssen. Der Zoll, der auf Nähgarn liegt, von der Güte wie sie ihn brauchen, verbietet alle Einfuhr, und so haben die Corsetnäherinnen Tag für Tag mit ihrer Zeit und Arbeit die ganze Preiserhöhung zu bezahlen, welche der Zoll verursacht. Frauen, die ihren eigenen Lebensunterhalt erwerben, verdienen bei uns vielleicht durchschnittlich bei einem zehnstündigen Arbeitstag fünfundsiebzig Cents; für die Arbeit von vierundzwanzig Minuten sollte eine amerikanische Arbeiterin eine Rolle Nähfaden kaufen können, wenn man sie unter den günstigsten Bedingungen, welche Kunst und Handel heutzutage gestatten, ihre Arbeit gegen Nähgarn umtauschen ließe; aber die Gesetze ihres Landes zwingen sie, außer den vierundzwanzig Minuten noch weitere sechzehn Minuten zu arbeiten, um den Zoll zu bezahlen — das heißt, um die Garnfabrik zu erhalten. So ist denn die Garnfabrik nicht eine Einrichtung, welche den Amerikanern Nähgarn verschafft, sondern sie dient nur dazu, es schwerer zu machen, sich Garn zu verschaffen, als es sein würde, wenn keine solche Fabrik bestände.

Um diese schreiende Ungerechtigkeit eines Zustandes, der in einem freien Lande unerhört ist, zu rechtfertigen, und zum Beweis der Vortrefflichkeit des Schutzzolls, betont man dann auf's Nachdrücklichste, daß ohne denselben die Garnfabriken nicht existiren, und die Arbeiter nicht so guten Lohn erhalten würden; auch macht es einen großen Eindruck, die hohen Schornsteine und die Schaaren von Arbeitern in einer Fabrikstadt zu sehen. Ein richtiges Urtheil über den Nutzen oder Schaden des Schutzzolls könnten wir uns aber nur verschaffen, wenn wir zugleich alle die Nähterinnen berücksichtigten, die Waschfrauen, Dienstmädchen, Fabrikarbeiterinnen, Verkäuferinnen,

Lehrerinnen und Frauen und Töchter von Arbeitern, die in den Dachkammern und Hinterstübchen der großen Städte, oder in Hütten im ganzen Lande umher wohnen und den Zoll bezahlen, der die Fabriken erhält und die Extralöhne bezahlt. Wenn die Nähterinnen, Lehrerinnen, Dienstmädchen und Waschfrauen alle zusammen den Fabriken gegenüber in Anschlag gebracht werden könnten, so möchten wir wohl zu einem einigermaßen richtigen Schluß gelangen. Es würde dann ins rechte Licht gesetzt werden, was es heißt, eine Industrie lebensfähig zu machen, und wir lernten vielleicht den Unterschied begreifen, der zwischen dem Bedürfniß an Nähgarn und dem Bedürfniß an Garnfabriken besteht.

Manche Völker verbrauchen Kapitalien für große Paläste, andere für stehende Heere, andere für gepanzerte Kriegsschiffe. Alles das ist sehr schön, und der Anblick dieser Dinge regt die Phantasie mächtig an; aber Niemand zweifelt daran, daß sie den kleinen Leuten und Arbeitern das Leben erschweren, wenn sie auch einer Menge Menschen Unterhalt geben, Arbeit schaffen, andere Industrieen beschäftigen, oder was man sonst noch zu ihrem Lobe anführen mag. Die Amerikaner haben weder große Paläste noch Armeen, noch Panzerschiffe, aber sie verbrauchen ihren Erwerb für Schutz-Industrieen. Wenn eine große Fabrik wirklich den Schutzzoll braucht, um zu bestehen, so ist sie eine schwerere Last für die Männer und Frauen, an die Niemand denkt, als ein gepanzertes Kriegsschiff in Friedenszeiten.

Es ist klar, daß der Mann und die Frau, an die Niemand denkt, die eigentlichen productiven Kräfte des Landes sind. Der Mann arbeitet und stimmt bei den Wahlen — gewöhnlich betet er auch; — aber das Hauptgeschäft seines Lebens ist, zahlen. Sein Name steht nie in der Zeitung, außer wenn er heirathet oder stirbt; er lebt in der Stille. Vielleicht murrt er manchmal seiner Frau gegenüber, aber er macht keine unnöthigen Ausgaben und politisirt nicht in der Schenke. So wird er vergessen. Und doch — an wen sollte der Staatsmann, der Volkswirthschaftslehrer, der Sozialpolitiker *mehr* denken, als an diesen Mann? Wenn Jemand, der sich mit Nationalökonomie beschäftigt, die Sache dieses Mannes zu würdigen lernt, wird er

darauf bestehen, daß in dieser Wissenschaft die Gesetze der strengsten Logik zur Anwendung kommen und wird jedem Plan für soziale Reform mit hartnäckigem Mißtrauen begegnen. Er wird sich immer fragen: wer und wo ist in diesem Fall der Mann an den Niemand denkt, und der das alles zahlen muß. Dieser „vergessene Mann" ist kein Bettler. Es gehört zu seinem Charakter, daß er etwas zurücklegt; daher ist er Kapitalist, wenn auch nur ein kleiner. Er ist ein „armer" Mann im gewöhnlichen, wenn auch nicht im eigentlichen Sinne; im Gegentheil, es ist fast immer das sicherste Zeichen, daß ein neuer Angriff auf den Mann gemacht werden soll, an den Niemand denkt, wenn über den „armen Mann" Berathung gepflogen wird. Wenn wir uns für den vergessenen Mann interessiren und sein kleines Kapital sichern möchten, so müssen wir durch unverletzliche Verträge, feste Geldwährung und dauerhaften Kredit das Kapital überhaupt schützen, daher kann jeder, der das Interesse des vergessenen Mannes vertritt, sicher sein, als Freund des Kapitalisten, und als Feind des armen Mannes angesehen zu werden.

Bei aller Erweiterung diktatorischer Regierungsgewalt wird der Mann, an den Niemand denkt, bedroht. Er muß arbeiten und zahlen; wenn also Staatsmänner und Sozialphilosophen in Erwägung ziehen, was der Staat thun kann, oder thun sollte, so entscheiden sie eigentlich darüber, was der vergessene Mann thun muß. Das größte Bedürfniß für diesen ist daher eine vollere Verwirklichung seiner constitutionellen Freiheit. Sein Leiden entsteht daraus, daß in unseren Einrichtungen noch immer mittelalterliche Theorien über Schutz, Regulierung und Autorität mit modernen Theorien über Selbständigkeit, individuelle Freiheit und Verantwortlichkeit vermischt werden. Die Folge dieses gemischten Zustandes der Dinge ist, daß die, welche klug genug sind, um ans Ruder zu kommen, ihre eigenen Rechte nach der alten Theorie abmessen — das heißt, sie maßen sich Privilegien an; ihre Pflichten dagegen messen sie nach der modernen Theorie der Freiheit ab, und verlangen, daß man sie unbehelligt läßt. Der Mann, an den Niemand denkt, kommt nie an das Ruder, er muß auf die eine und die andere Weise zahlen. Seine Rechte mißt man ihm nach der Theorie der Freiheit zu — das heißt, er erlangt

nur die, welche er sich nehmen kann; seine Pflichten werden ihm nach diktatorischem Grundsatz zugemessen, das heißt, er muß alle erfüllen, die ihm auferlegt werden. Bei dem diktatorischen Regiment befiehlt immer einer und der andere gehorcht; es kommt also sehr darauf an, wer befehlen und wer gehorchen soll. Der Mann, an den Niemand denkt, muß immer gehorchen; für ihn ist es also von Wichtigkeit, daß die Unklarheit unserer Einrichtungen aufhört, und wir mehr zum Genuß der Freiheit gelangen.

Jeder Nationalökonom und jeder Sozialpolitiker, nach welcher Seite auch seine Ansichten gehen, der den Wirkungskreis des Staates zu erweitern, oder die Wohlfahrt irgend einer Klasse zu fördern wünscht, sollte nicht eher ruhen, bis er die andere Gruppe gefunden hat, deren Interesse verkürzt und deren Kräfte angespannt werden müssen, um die von ihm beabsichtigte soziale Wirkung zu erreichen. Sein Vorschlag sollte erst dann Beachtung finden, wenn er beweisen kann, daß für die, welche die Last tragen müssen, sowohl quantitativ als qualitativ ein größerer Vortheil entsteht, als wenn sich der Staat überhaupt nicht in die Angelegenheiten der betheiligten Personen einmischt.

XI. Kapitel.

Warum wir einander lieben sollen.

Setzen wir den Fall, daß ein Mann, der durch einen Wald geht, von einem fallenden Baum getroffen und darunter festgeklemmt wird, und daß ein anderer Mann, der des Weges kommt und ihn dort findet, anstatt ihm Hülfe zu leisten oder herbeizuschaffen, ihm eine Vorlesung über das Gesetz der Schwere hält, wobei ihm der Baum als Beispiel dient.

Setzen wir den andern Fall, daß Jemand bei einer Vorlesung über die Schwerkraft das Gesetz des Falles erwähnt, und daß ein Zuhörer ihm entgegnet: „Du sprichst von dem Gesetz und dem Fallen eines jeden Körpers mit kalter, mathematischer Berechnung, — wie herzlos! — vergissest Du denn ganz, daß es ein schönes kleines Kind sein könnte, das aus dem Fenster fällt?“

Wir wollen diese zwei Beispiele einmal näher betrachten. Nehmen wir zuerst das zweite. Es enthält den Einwurf des Sentimentalen, und wie lächerlich uns auch eine solche Einwendung erscheinen mag, wenn sie gegen ein Gesetz der Physik erhoben wird, so begegnet doch die Sozialwissenschaft fortwährend ähnlichen Vorwürfen. Besonders wenn die zu erörternde Sache irgend eine Form der öffentlichen Mildthätigkeit betrifft, kann man sicher sein, an dem Versuch, Klarheit und Methode in die Verhandlung zu bringen, durch Einwürfe gestört zu werden, die der Hauptsache und jeder verständigen Erwägung überhaupt ebenso fern liegen, als die in dem Beispiel angeführte Rede.

Ein Kind würde in der That gerade so fallen, wie ein Stein; die Kräfte der Natur kennen kein Mitleid. — So auch

in der Sozialwissenschaft: die Kräfte kennen kein Mitleid! — Wollte ein Physiker, statt im allgemeinen Gesetze aufzustellen, das Fallen jedes einzelnen Körpers erwähnen, so wäre das nur verlorene Mühe. Dasselbe gilt bei der Sozialwissenschaft, sie muß concentriren, nicht zerstreuen — nach Gesetzen forschen, nicht nach allen erdenklichen Wirkungen, die sich in der Praxis herausstellen könnten. Es hat noch nie Jemand einen Körper so fallen sehen, wie die Physiker angeben, weil man dabei sowohl die Kräfte im Einzelnen, als ihr Zusammenwirken bei allen conkreten und wirklichen Erscheinungen in Rechnung bringen muß. Bei der Sozialwissenschaft gilt dasselbe Prinzip, und sind überdies die Verbindungen der Kräfte so verwickelt wie sonst nirgends. Wenn ein Physiker, der das Gesetz des Falles behandelt, damit schließen wollte, daß er die Mütter davor warnt, ihre Kinder aus dem Fenster fallen zu lassen, so würde er sich lächerlich machen. Auch ein Sozialpolitiker würde seinen Zweck gänzlich verfehlen, wenn er moralische Lehren und Lebensregeln an seine Forschungen knüpfte. — Die Schwerkraft besteht als Thatsache in der Welt; wenn wir dies einsehen, so stellt sich die Nothwendigkeit von selbst heraus, unsere Handlungsweise danach einzurichten, bei jedem Schritt, den wir thun. Bei der Sozialwissenschaft verhält es sich durchaus nicht anders. — Die Nationalökonomie z. B. lehrt den Einzelnen nicht, wie er reich werden kann, — sie ist Sozialwissenschaft und behandelt die Gesetze der materiellen Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft, sie gehört daher zu den Wissenschaften, die uns über die Gesetze und Bedingungen unseres Lebens auf Erden belehren. Der Zweck der Erziehung ist, den Menschen mit diesen Gesetzen und Bedingungen so bekannt zu machen, daß er in jeder Eventualität vermöge seiner Erziehung, wissen kann, was am klügsten und verständigsten ist. Wenn er etwas von Chemie, Physik, Geologie und anderen Wissenschaften weiß, wird er überlegen, ob die Natur seinem Vorhaben Hindernisse in den Weg legen oder ihm förderlich sein kann. Wenn er sich auf Physiologie und Hygiene versteht, kann er voraussehen, welche Wirkung auf die Gesundheit er bei dem einen oder andern Verfahren erwarten muß; wenn er in der Nationalökonomie bewandert ist, weiß er, wie der

Wohlstand und die Wohlfahrt der Gesellschaft durch diese oder jene Handlungsweise beeinflußt wird. Die Nationalökonomie spricht weder eine Ermahnung aus, noch legt sie eine Pflicht auf, ebenso wenig wie uns die Chemie sagt, daß wir die Stoffe mischen sollten, oder die Mathematik, daß wir Gleichungen lösen sollten, — sie stellt nur die nothwendige Vorbedingung auf, die einen verständigen Schluß ermöglicht, und überläßt dann dem Handelnden selbst die jedesmalige Verantwortlichkeit für sein Thun. Der Nationalökonom sagt daher zu Niemand: „Du sollst kein Geld für mildthätige Zwecke geben," aber Jedem, der sagt: „Du sollst Geld für mildthätige Zwecke geben," widerspricht er und entgegnet: „Laß mich Dir zeigen, was es für einen Unterschied für Dich, für Andere und für die Gesellschaft macht, ob Du Dein Geld für mildthätige Zwecke ausgiebst oder nicht, so daß Du einen klugen und verständigen Entschluß fassen kannst." Es giebt gewiß kaum etwas Schwereres, als die Anwendung von Kapital für wohlthätige Zwecke! Es wäre die höchste Thorheit zu sagen, daß nichts der Art gethan werden sollte, und doch bin ich fest überzeugt, daß die Mildthätigkeit, wie sie heutzutage oft gehandhabt wird, nächst dem Laster den verderblichsten Einfluß ausübt.

In den früheren Kapiteln habe ich über die sozialen Verhältnisse der Klassen zu einander gesprochen, ohne Rücksicht auf persönliches Verdienst oder Unwürdigkeit. Ich habe die Werke der Mildthätigkeit in das Gebiet der Privatbeziehungen verwiesen, wo durch persönliche Bekanntschaft und persönliches Urtheil die richtige Grenze gesteckt und Garantie geleistet wird. Ein Mensch, der weder Mitgefühl noch Herz hätte, wäre ein armes Geschöpf, — aber die öffentliche Wohlthätigkeit, und besonders die Wohlthätigkeit auf dem Wege des Gesetzes, erwärmt weder das Herz noch erregt sie Mitgefühl. Uebrigens spreche ich hiermit klar und deutlich aus, daß alle wohlwollenden und mildthätigen Bestrebungen, denen sich Jemand freiwillig widmen will, um zu sehen, ob er etwas Gutes thun und Nutzen stiften kann, ganz außerhalb unseres Gegenstandes liegen. Es wäre ebenso vorwitzig, seine Bestrebung zu verhindern, als es unerlaubt ist seine Mitwirkung zu erzwingen, wenn er sich an einer Sache nicht

betheiligen will. Wenn ich etwas aus eigenem Mitgefühl, nach eigener Vernunft und eigenem Gewissen zu thun wünsche, so ist das ganz etwas anderes, als wenn mich Jemand zu einer That des Mitgefühls zwingt, weil seine Vernunft nnd sein Gewissen ihn dazu treiben.

Aus welchem Grund sollen wir denn aber nun einander helfen? Dies führt uns auf das erste der Beispiele zurück, von denen wir ausgingen. — Wie besonnen und richtig wir auch über unsere Pflichten und die Gesetze einer weisen Lebensführung philosophiren mögen, so lebt doch keiner von uns so, wie er weiß, daß er leben sollte. Der Mann, den der fallende Baum getroffen hat, ist vielleicht unachtsam gewesen, — wir sind alle unachtsam! Rings umgeben von Sorgen und Gefahren, welche uns als Unglück treffen können, sind wir nie in der Lage, sagen zu können: „Ich kenne alle Gesetze und gehorche ihnen stets, deshalb werde ich nie Hülfe oder Mitgefühl brauchen.“ Im besten Falle fehlt der Eine auf diese, der Andere auf jene Weise, wenn wir nicht überhaupt ganz und gar fehlgehen. Der Mann unter dem Baum ist daher derjenige aus unserer Mitte, der gerade jetzt vom Unglück getroffen worden ist, — morgen kannst Du es sein, und den Tag darauf ich. Die gemeinsame Schwachheit mitten in einer gemeinsamen Gefahr, macht es für uns zu einer Art solidarischem Interesse, demjenigen beizustehen, mit dessen Lebensglück es für den Augenblick schlecht bestellt ist. Wahrscheinlich trägt der Unglückliche selbst die Schuld, und das ist sehr oft der Fall! Wollte man ihm mitten in der Gefahr darüber Vorstellungen machen, so wäre das ganz verkehrt, da es dem Bedürfniß des Augenblicks nicht entspricht; zu anderer Zeit wäre es vielleicht sehr am Platze, wenn dadurch Jemand anders vor einem ähnlichen Unfall bewahrt werden könnte.

So schuldet denn ein Mensch dem andern Hülfe und Mitgefühl bei den Wechselfällen und Gefahren dieses Lebens, weil wir alle Theil haben an der gemeinsamen menschlichen Schwäche und Thorheit; aber hierdurch wird Hülfe und Mitgefühl unter Leitung von Vernunft und Gewissen in das Feld der privaten und persönlichen Beziehungen verwiesen, und es lassen sich weder mechanische noch unpersönliche Pläne darauf gründen.

Wir können demnach viererlei unterscheiden:

1. Es ist der Beruf der Wissenschaft, die Wahrheit zu erforschen. Die Wissenschaft ist gefühllos und partheilos. Wenn sie die Schwerkraft erforscht, so untersucht sie die Gesetze dieser Kraft, hat aber nichts mit dem Wohl oder Wehe der Menschen zu schaffen, die ihr unterworfen sind.

2. Der Einzelne, der durch die Wissenschaft belehrt ist, muß selbst nach Vernunft und Gewissen die nöthigen Schlüsse ziehen über das, was er thun und lassen sollte. Er wird z. B. mit Rücksicht auf die Schwerkraft sich hüten, in einen Abgrund zu gerathen oder einem fallenden Körper in den Weg zu kommen.

3. Wegen der vielfachen Gefahren, die in großer Zahl und Mannigfaltigkeit unser Leben umgeben, sowie aus eigener Unwissenheit, Unachtsamkeit und Thorheit versäumen wir es Alle, der moralischen Ueberzeugung, zu welcher wir gekommen sind, Folge zu leisten, so daß selbst die Klügsten und Besten unter uns thöricht handeln und darunter leiden müssen.

4. Das Gesetz des Mitgefühls, nach welchem Einer des Andern Last mitträgt, ist: Andern zu thun, was wir möchten, daß uns geschähe! — Dies ist kein wissenschaftliches Prinzip und kann nicht so allgemein aufgefaßt und angewendet werden, daß A dem B, sagen könnte, was B nach diesem Gesetz thun soll. Daher sind die Beziehungen des Wohlwollens und Mitgefühls wesentlich auf unmittelbare Einwirkung von Mensch zu Mensch beschränkt, und können weder zur Basis für das Verhältniß der Klassen unter einander dienen, noch zum Vorwand für einen Dritten sich einzumischen.

Der soziale Fortschritt wird nicht auf direktem Wege gewonnen, er ist nur die Folge von physischer und ökonomischer Vervollkommnung; daher tragen die Pläne zu direkten sozialen Verbesserungen stets einen willkürlichen, sentimentalen und künstlichen Charakter an sich, während das wahre soziale Vorwärtsschreiten als natürliches Wachsthum und Frucht erscheint.

Alles was irgendwie zur Förderung von Kunst und Wissenschaft geschieht, begünstigt den wahren sozialen Fortschritt. Vor einem Jahrhundert hatte z. B. selbst der Wohlhabende bei einer Fahrt über den Atlantischen Ozean

Beschwerden zu erdulden, von denen jetzt auch der Zwischendeckspassagier keinen Begriff mehr hat — der Ersparniß an Zeit und Geld garnicht zu gedenken. — Diese Verbesserung der Transportmittel, durch welche die „Armen" und „Schwachen" aus den übervölkerten Gegenden in das neue Land geschafft werden können, hat mehr Werth für sie, als alle Pläne der Weltverbesserer. Ein feineres chirurgisches Instrument oder ein neues Heilmittel thut mehr für die, welche übel daran sind, als die Phrasen der Redner und die frommen Wünsche der Philanthropen. Ein verbessertes Civilrecht ist für den Arbeiter ein größerer Gewinn als alle Fabrikgesetze und Normalarbeitstage. Der Freihandel wäre für den „armen Mann" ein größerer Segen als alle Entwürfe der Menschenfreunde, wenn sie sich auch verwirklichen ließen. Durch eine feste Geldwährung oder durch gut geleitete Sparkassen geschieht mehr für die Klasse der Lohnarbeiter und Nichtkapitalisten als durch Bände von Gesetzen gegen Genossenschaften und die übergroße Macht des Kapitals.

Wir schulden einander gegenseitig Berücksichtigung gerechter Beschwerden. Auf mein Argument im letzten Kapitel über die „Vergessenen Frauen" und das Nähgarn hat man entgegnet, daß der Zoll auf das Garn nur eine Kleinigkeit ist, die den Frauen nicht viel schadet, und daß, wenn sie ihn nicht bezahlen wollen, sie ja Garn von geringerer Qualität brauchen können, welches billiger ist. Diese Entgegnungen enthalten die bitterste und schreiendste soziale Ungerechtigkeit. Jeder rechtschaffene Bürger eines freien Staates ist es sich selbst, der Gemeinschaft und besonders denen, die zugleich schwach und benachtheiligt sind, schuldig, ihnen zu Hülfe zu kommen, damit das ihnen zugefügte Unrecht wieder gut gemacht werde. Wenn durch ein Gesetz oder durch eine soziale Einrichtung Jemand Schaden erleidet, vielleicht gar einer von den Geringsten, dann entsteht die Pflicht für diejenigen, welche stärker sind und welche wissen, um was es sich handelt, eine Aenderung und Ausgleichung zu verlangen und dafür zu kämpfen. Der allgemeine Sinn hiervon ist, daß es Pflicht des Staates — d. h. unser Aller ist, in allen Dingen vom kleinsten bis zum größten für Jeden Gerechtigkeit walten zu lassen. Dies ist indessen keine neue Lehre, es ist nur der alte,

wahre und unbestrittene Beruf des Staates, und wenn wir nach Abstellung des Unrechts und Abschaffung gesetzlicher Mißbräuche streben, so kämpfen wir nur für eine vollere Verwirklichung desselben — das heißt für die Verbesserung der Civilgesetzgebung.

Wir schulden einander die Garantie der Rechte. — Rechte betreffen aber keine Resultate, sondern nur Möglichkeiten; sie betreffen die Bedingungen, unter denen der Kampf um das Dasein vor sich geht, nicht den Erfolg des Kampfes, das Streben nach Glück, nicht den Besitz des Glückes. Es ist falsch, zu sagen, daß Jeder ein Recht hat, Eigenthum zu besitzen; denn wäre das der Fall, so hätte ein Anderer die Verpflichtung, ihm das Eigenthum zu verschaffen. Jeder hat ein Recht, Eigenthum zu erwerben und zu besitzen, wenn er kann. — Verliert man diesen Unterschied aus den Augen, so müssen die größten Trugschlüsse entstehen, wie sie auch in Wahrheit alle sozialistischen Pläne und Theorien beherrschen. Wenn wir annehmen, daß Rechte das Resultat betreffen und dann sagen, daß Alle gleiche Rechte haben, so kommen wir zu dem Schluß, daß alle Menschen das Recht auf Glück haben, in gleichem Maße und in gleich hohem Grade. Alle sollten gleiche Rechte haben, weil sie die Möglichkeit betreffen, und diese sollte gleich sein, in so weit sie Gelegenheit ist, welche durch die Gesellschaft geboten oder beschränkt wird. Hierdurch wird aber durchaus kein gleiches Resultat entstehen, aber es ist gerecht, gerade weil es ungleiche Resultate erzielt — das heißt, Resultate, die im Verhältniß zu dem Verdienst des Individuums stehen.. Wir schulden einander gegenseitig Garantie für die Möglichkeit, zu erwerben, zu besitzen, zu lernen, zu heiraten u. s. w. u. s. w. das heißt: wir schulden einander Schutz gegen alle Einmischung bei der friedlichen Ausübung und dem Genuß dieser Rechte, durch die wir unser Glück zu fördern streben. Wenn wir dies allgemein ausdrücken, so bedeutet es, daß wir Alle die Rechte eines Jeden unter uns garantiren sollten. — Nun gründen sich aber unsere modernen, freien und constitutionellen Staaten gänzlich auf den Rechtsbegriff, und erfüllen ihren Zweck immer vollkommener, wenn sie den Rechtsschutz so gewähren, wie ihn der sich von Generation zu

Generation erweiternde und verbessernde Rechtsbegriff verlangt. Wenn wir daher sagen, daß wir einander Garantie der Rechte schulden, so heißt das nur so viel, daß wir unsere Volkswirthschaft fördern und vervollkommnen sollen.

Wenn wir im Gedächtniß behalten, welchen Werth es für einen Mann von selbständiger Thatkraft hat, daß ihm Gelegenheit wird, zu verdienen, zu lernen, zu besitzen u. s. w., so können wir einen Schritt weiter gehen in unseren Folgerungen über Hülfeleistung. Die einzige Hülfe, welche selbst innerhalb der Grenzen der gegenseitigen persönlichen Beziehungen zweier Menschen als zweckdienlich erscheint, besteht darin, daß man Jemand beisteht, sich selbst zu helfen. Hierbei eröffnet man immer eine Möglichkeit. — Ein Mann in gesicherter Stellung kann ohne eigene Anstrengung einem anderen, der seinen Weg erst machen will, Dienste leisten, die für jenen von unberechenbarem Werthe sind.

Das Höchste in dieser Welt ist nicht ergebenes aber unthätiges Dulden, sondern tapferes Kämpfen. Wahrhafte Theilnahme ist nicht Mitleid, sondern ein Mitgefühl für Muth und Geistesstärke, mitten in ihrem edlen Ringen.

Einem Menschen beizustehen, sich selbst zu helfen, ist aber ganz etwas anderes, als eine Unterstützung durch Mildthätigkeit. Wenn wir Almosen geben, eine Veranstaltung zur Arbeit und Beschäftigung für einen Menschen treffen, oder ihn bevorzugen, so nehmen wir Einem ein Produkt fort, um es einem Andern zu geben. Stehen wir dagegen einem Menschen bei, sich selbst zu helfen, so eröffnen wir ihm eine günstige Gelegenheit und setzen ihn in den Stand, durch Anwendung neuer Produktionskraft zu dem Wohlstand der Gemeinschaft beizutragen. Der Unterschied zwischen dem schon vorhandenen Ding, das man dem Besitzer nimmt und dem neuen Ding, das man durch Verarbeitung von Rohmaterial produzirt, scheint so klar wie möglich, und doch wird in der sozialen Frage beides fortwährend verwechselt.

Wir haben nun gesehen, daß die gewöhnlichen Ansichten über die gegenseitigen Ansprüche und Rechte der sozialen Klassen von Grund aus verkehrt und irrthümlich sind, und daß eine

genaue Betrachtung der allgemeinen Verpflichtungen, die wir gegen einander haben, uns nur von neuem die dringende Mahnung an die alte und anerkannte Pflicht ans Herz legt, unsere bürgerlichen Institutionen zu vervollkommnen. — Wir haben den Wirkungskreis des Staates eingeschränkt, nicht erweitert; aber wir haben auch die Nothwendigkeit eingesehen, das Wirken des Staates zu läutern und zu erheben, in dem was sein eigentlicher Beruf ist. Wenn wir uns weigern, einen Klassenunterschied in der Gesellschaft anzuerkennen, um für die Reichen, Gebildeten und Tugendhaften Ansprüche auf Vorrang oder besondere Rechte darauf zu gründen, so werden wir gewiß nicht zugeben, daß ein solcher Unterschied zum Vorwand gebraucht wird, wenn eine Klasse zu ihrem eigenen Nutzen der andern Lasten und Pflichten auferlegen will. Die Menschen, die in der Welt ihre Pflichten nicht erfüllt haben, können denen nicht gleichstehen, die sie mehr oder weniger gut erfüllt haben. Wenn Worte wie: weise und thöricht, vorsichtig und nachlässig, sparsam und verschwenderisch, nicht nur ein leerer Klang sind, so muß es einen Unterschied machen, wie die Menschen in dieser Welt leben, und dieser Unterschied wird sich in der Stellung bemerklich machen, die sie in der Gesellschaft einnehmen und in ihrem Verhalten bei den sich im Leben bietenden Gelegenheiten. Hiernach kann man sie in Klassen eintheilen, und solche Klassen werden immer bestehen, wenn auch alle anderen sozialen Unterschiede verwischt werden. Beim Blick auf den Ursprung dieser Klassen können wir durchaus keine gegenseitigen Verpflichtungen darauf gründen; der Klassenunterschied entsteht einfach durch den verschiedenartigen Erfolg, mit dem die Menschen die sich ihnen bietenden Möglichkeiten und Gelegenheiten benützt haben. Statt den Besitz der bestehenden Klassen von neuem zu vertheilen, sollten wir vielmehr streben, die Gelegenheit für den Erwerb zu vermehren, zu vervielfältigen und auszudehnen — das ist das Werk der Civilisation. — Durch die Entfernung eines jeden alten Irrthums oder Mißbrauchs eröffnen wir neue Möglichkeiten der Entwickelung für alle alte Thatkraft der Gesellschaft. Jeder Fortschritt in der Erziehung, Wissenschaft, Kunst oder Gesetzgebung vermehrt die günstigen Gelegenheiten für die Menschen auf der Erde. Dieser Zuwachs vergrößert

nicht die Gleichheit; im Gegentheil, bei freier Wahl werden Einige die Gelegenheit eifrig benützen und Andere sie gänzlich vernachlässigen. Je günstiger die Gelegenheit, desto ungleicher wird daher das Geschick dieser zwei Arten von Menschen sein, — und das ist ganz in der Ordnung nach den Gesetzen der Vernunft und Gerechtigkeit. Das Verlangen nach Gleichheit entspringt aus Neid und Habgier und kann nur befriedigt werden, wenn man A etwas raubt, um es B zu geben; dadurch werden aber die niedrigsten Laster der menschlichen Natur genährt, es wird Kapital verschwendet und die Civilisation gehemmt. Können wir dagegen neue Quellen und Gelegenheiten eröffnen, so dürfen wir auf ein allgemeines und stetiges Wachsthum der Civilisation rechnen, und des Fortschreitens der Gesellschaft unter Vortritt der besten ihrer Glieder sicher sein. Bei Benützung dieser Gelegenheiten schulden wir alle einander Wohlwollen, gegenseitige Achtung und Garantie der Freiheit und Sicherheit. Aber in einem freien Staat ist hiermit auch die ganze Pflicht der Klassen unter einander erschöpft. —

Verlag von Elwin Staude in Berlin.

Sozialismus und Sozialpolitik. Ein Beitrag zur Geschichte der sozialpolitischen Kämpfe unserer Zeit. Von **Heinrich Oberwinder.** Preis 3 Mark, eleg. geb. 4 Mark 50 Pf.

Fortschritt und Armuth. Eine Untersuchung über die Ursache der industriellen Krisen und der Zunahme der Armuth bei zunehmendem Reichthum. Von **Henry George.** Deutsch von **C. D. F. Gütschow.** 2. Auflage. Wohlfeile Ausgabe. Preis 3 Mark, eleg. geb. 5 Mark.

Soziale Probleme. Von **Henry George,** Verfasser von „Fortschritt und Armuth". Deutsch von **F. Stöpel.** Preis 3 Mark, eleg. geb. 5 Mark.

Schutz oder Freihandel. Von **Henry George,** Verfasser von „Fortschritt und Armuth". Deutsch von **F. Stöpel.** (Unter der Presse.)

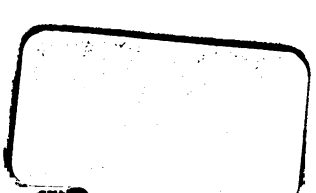
Adam Smith, Natur und Ursachen des Volkswohlstandes. Neu übersetzt von **Dr. Wilhelm Loewenthal.** 2. Auflage. 2 Bände. Preis 10 Mark, eleg. geb. 13 Mark.

Geschichte des Communismus. Von **Alfred Sudre.** 2. Auflage. Nach der 5. Auflage des von der französischen Academie preisgekrönten Originals übersetzt von **Oscar Friedrich.** Bis auf die Gegenwart fortgeführt von **Otto Wenzel.** Preis 6 Mark, eleg. geb. 8 Mark.

Die Grundzüge der Gesellschaftswissenschaft oder physische, geschlechtliche und natürliche Religion. Eine Darstellung der wahren Ursache und der Heilung der drei Grundübel der Gesellschaft: der Armuth, der Prostitution und der Ehelosigkeit. Von einem Doctor der Medizin. 10. Auflage. Aus dem Englischen übersetzt nach der 19. Auflage des Originals. Preis 2 Mark 50 Pf., eleg. geb. 3 Mark 50 Pf.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.

STANFORD LIBRARIES
Borrowed fine, this book should be returned on
or before the date last stamped below

10M-7-64-7001

A
S: